Heutiger Zustand des Acheloosdeltas.





Untersuchungen zur Geographie der Odysee ...

Gustav Lang

Mutmaßlicher Zustand in homerischer Zeit.

Untersuchungen

zur

Geographie der Odyssee

von

Dr. Gustav Lang

Karlsruhe
Verlag der Hofbuchhandlung Friedrich Gutsch



DER NÖRDLICHE TEIL DER INSEL DASKALIO.

Untersuchungen

zur

Geographie der Odyssee

von

Dr. Gustav Lang.

KARLSRUHE.
Verlag der Hofbuchhandlung Friedrich Gutsch.
1905.

Leukas.

Untersuchungen

zur

Geographie der Odyssee

von

Dr. Gustav Lang

Karlsruhe
Verlag der Hofbuchhandlung Friedrich Gutsch

Leukas.

I.

Es ist ein alter Streit, ob in der Ilias und Odyssee bekannte Örtlichkeiten beschrieben werden, oder ob wir Gebilde der Einbildungskraft vor uns haben. Zwar wollten die Alten und vereinzelte neuere Besucher der Troas und Ithakas die von der Dichtung vorausgesetzten Landschaften bis in die Einzelheiten wiedererkennen, aber das Gros der modernen Stubengelehrten zu Hause verhielt sich gegen solche Versuche ablehnend, zumal da gleichzeitig die sprachliche und sachliche Kritik die beiden Gedichte fast in Atome auflöste.

Die wenigen, die für die Ilias wenigstens einen bestimmten Schauplatz suchten, glaubten es mindestens besser wissen zu müssen als das Altertum. Obgleich man wusste, dass das historische Ilion bis in die byzantinische Zeit auf einem Hügel unweit der Skamandermündung gelegen hatte, der bis auf unsere Tage den Namen Hissarlik d. h. Burgruine trug, so meinte man doch in einer nur in vorgeschichtlicher Zeit bewohnten Burg über dem Dorfe Bunarbaschi weiter landeinwärts auf den Vorbergen des Ida das alte Ilion suchen zu müssen. Man rief die Autorität eines Moltke und Virchow an, und damit glaubte man die Sache entschieden zu haben. Karten noch aus den 70er Jahren zeigen diese Theorie verwertet, obgleich mit ihr gar nichts anzufangen ist. Sie haben natürlich nur dazu beigetragen, die ganze Frage in Misskredit zu bringen, da die Angaben der Ilias sich nur mit äusserster Mühe und sichtlicher Gewaltsamkeit mit dem Gelände vereinigen liessen. Hissarlik, die wahre Stätte Ilions, wurde auf diesen Karten mit dem dieser Theorie zuliebe erfundenen Namen »Neu-Ilion« abgefunden.

Die Ausgrabungen von Schliemann und Dörpfeld 1870—1894 haben diesem Irrtum ein Ende gemacht. Sie haben die Existenz einer vorgeschichtlichen, stark befestigten Burg an dieser Stelle festgestellt, die dann doch wohl das Ilion Homers getragen haben muss. Denn gerade die stärkste, der hier sich ablösenden Burganlagen, hat sich durch den Fund datierbarer Topfscherben als gleichzeitig mit der Blüte Mykenes (2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr.) erweisen lassen. Über Troja sind mit der abschliessenden Veröffentlichung des reichen Materials durch Dörpfeld (»Troja und Ilion«, Athen 1902, 2 B.) die Akten vorläufig geschlossen. Die Autopsie des Dichters der Ilias ist darin so gut wie erwiesen. Die Vorgänge des Epos ordnen sich ganz zwang-

los, gleichsam organisch, in die gegebene Landschaft ein, sobald man Hissarlik als die Stätte Ilions ansetzt. Es stimmen nicht nur der ganze ferne Gebirgshorizont, von dem aus die in zwei Lager geteilten Götter dem Kampf zuschauen oder in ihn eingreifen, sondern auch die vorausgesetzten Entfernungen, die Einzelheiten des Schlachtfeldes, die Quellen und Flüsse.

Es ist hauptsächlich Dörpfelds Verdienst, in der trojanischen Frage den Ideen Schliemanns zum Siege verholfen zu haben. Um so unbegreiflicher war es, dass gerade er, der hier das gute Recht der Tradition gegen modernes Besserwissenwollen so energisch und erfolgreich verfocht, plötzlich in der Ithakafrage selber in den von ihm bekämpften Fehler verfiel und seine vorgefasste Meinung der Tradition des Altertums entgegensetzte. Er hat dadurch die gute Sache, die er vertritt, selbst aufs schwerste geschädigt. Wenn derjenige, dessen Lebenswerk es schien, die Richtigkeit der Tradition zu erweisen, nun selber an der Tradition irre wird und grundstürzende Kritik an derselben üben zu müssen glaubt, legt er da nicht selbst Bresche an die bisher von ihm so wohlverteidigte und wohlbefestigte Position? Aber seine Gegner frohlocken zu früh; indem er sich von seinem bewährten Standpunkte entfernte, ist er selber dem Irrtum verfallen. Indem man dies nachweist, befestigt man den Wert der Tradition erst recht, die sogar den Angriffen ihres bewährten Freundes gegenüber sich siegreich zu behaupten weiss.

Seit Alters galt die noch heute so benannte Insel Ithaka als die Heimat des Odysseus, und die Ereignisse der Odyssee lassen sich anschaulich und restlos in den Rahmen der dort gegebenen Landschaft einordnen.*) Nur eine Schwierigkeit bestand schon im Altertum. Unter den Hauptinseln des Reichs des Odysseus werden genannt und sind unter den gleichen Namen den Griechen noch bekannt: Ithaka, Zakynthos und Same, letzteres später meist Kephallenia genannt. Ithaka, offenbar die kleinste der Inseln, stellt 12, Zakynthos 20, Same 24 Freier. Nun wird aber weiter genannt eine Insel Dulichion, die gar 52 Freier sendet. Eine weitere grosse Insel, die eigentlich noch grösser sein müsste, als Same-Kephallenia, existiert aber nicht im Umkreis des heutigen Ithaka. Das genau nördlich von Ithaka gelegene Leukas für Dulichion in Anspruch zu nehmen, ist völlig ausgeschlossen, denn Ithaka selbst ist dem Dichter die letzte, die äusserste Insel des griechischen Gesichtskreises, jenseits welcher das unbekannte Westmeer beginnt.

Alles würde trefflich stimmen, wenn man Leukas für Ithaka nehmen könnte; dann hat man nur noch zu wählen, wie man die drei andern Namen unter die drei übrigen grösseren Inseln verteilen will. Dörpfeld verfährt nun so: Leukas ist das homerische Ithaka, das heutige Ithaka das homerische Same, in der Insel Same (oder Kephallenia) haben wir das vielgesuchte Dulichion zu erblicken. Zakynthos allein trägt seinen Namen mit Recht. Er ist also in der Ithakafrage glücklich wieder an dem Punkt angelangt, an dem die trojanische Frage ihren Anfang nahm. Er bezeichnet das seit Menschenge-

*) Dies ist in neuerer Zeit geschehen von Partsch (Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 98, Gotha 1890), Reisch (Serta Harteliana, Wien 1896, S. 145—159), Lang (Von Rom nach Sardes, 2. Aufl., Stuttgart 1900, S. 166—184), Menge (Ithaka, 2. Aufl., Gütersloh 1903), Bérard (Les Phéniciens et l'Odyssée II. Paris 1903).

denken bis auf den heutigen Tag ununterbrochen Ithaka genannte Eiland als **Neu-Ithaka**. Das »echte Ithaka« soll nach seiner Meinung nur vorgeschichtlich sein. Von ihm soll in die geschichtliche Zeit sich auch nicht eine Spur von Erinnerung herübergerettet haben. Deshalb beweisen alle Zeugnisse des Altertums gar nichts gegenüber der neuen Erkenntnis, die der Menschheit des 20. Jahrhunderts endlich aufgegangen ist.

Um diese auffallende Unterbrechung der Tradition zu erklären, nimmt Dörpfeld die sog. »dorische Wanderung« zu Hilfe. Dieser Völkerschub hat, wie man annimmt, etwa ums Jahr 1000 v. Chr. im Osten und Süden Griechenlands stattgefunden und hat dort die Besiedlungsverhältnisse gründlich verändert. Hier aber im fernen Westen fehlt jede Spur von ihm, und weder Dörpfeld noch seine Anhänger vermögen eine solche zu entdecken. Und dies ist keineswegs verwunderlich. Westgriechenland ist ja durch zahlreiche Ketten hoher Gebirge, die unwirtliche, schwerzugängliche Hochländer einschliessen, gegen Völkerzüge aus der Balkanhalbinsel hinreichend geschützt. Es ist durchaus unwahrscheinlich, dass Wanderstämme sie überschritten hätten, denen das Land nach Osten und Süden offenstand, wohin sie denn auch tatsächlich alle abgelenkt worden sind. Trotzdem soll nach Dörpfelds Hypothese infolge eben dieses imaginären Völkerschubs sich die Bevölkerung von Leukas nach Ithaka, die von Ithaka nach Same geflüchtet haben. Und nicht nur das: dabei hätten sie je auch den Namen ihrer alten Heimatinsel auf die neue Heimat übertragen, und so sei das alte Ithaka namenlos geworden, habe eine Zeitlang nach seinem Hauptgebirge Neritos, schliesslich Leukas geheissen, die Namen Ithaka und Same aber seien den nachträglich so benannten Inseln irrtümlich verblieben.

Aus diesem geistreichen Spiel Dörpfelds (Dulichion-Same, Same-Ithaka, Ithaka-Leukas) — »Frau Mutter leih' mir d'Scheer« nennens wir Schwaben — macht Goessler (Leukas-Ithaka S. 76) folgende anmutige Erzählung: »Die Kephallenen, vom Festland vertrieben durch die Dorier, gingen nicht nach dem nahen Leukas, um auszuweichen, sondern nach dem reichen, nach Altithaka besten Eiland, nach Dulichion. Nach ihnen wurde es Kephallenia genannt. Die Dorer aber waren auf der Fähre nach Leukas übergesetzt, angelockt von den reichen Quellen und der Fruchtbarkeit des nahen Landes, zerstörten den Palast, so gut wie im Peloponnes, dessen Bewohner nach den Inseln und Westkleinasien gingen, indes die Ithakesier nach der nächsten Insel Same weitergingen und dort an der nordwestlichen Bucht eine neue Stadt bauten, die sie nun nach der alten Heimat Ithaka nannten. Nach dieser Stadt Ithaka wurde dann später die ganze Insel benannt. Die Leute von Same aber gingen zum Teil hinüber nach Dulichion, das gross genug war, auch sie noch aufzunehmen, und gründeten an der Südostküste, ihrer alten Heimat gegenüber, die Stadt Same oder Samos.« Man sieht nicht recht ein, warum dieser Völker- und Namenschub in Dulichion plötzlich halt machen soll. Es lag doch nichts näher, als in derselben Weise weiterzufabulieren: »Nun aber luden, durch die Leute von Same bedrängt, auch die Einwohner von Dulichion Weib und Kind, und ihren schönen Inselnamen dazu, auf die Schiffe und wanderten nach den Echinaden; und so erklärt sich auf

die einleuchtendste Weise, warum der nach der dorischen Wanderung dichtende Homeride des Schiffskatologs (B 631) Dulichion irrtümlicherweise unter die Echinaden versetzt.« — Solche Dinge lassen sich trefflich »singen und sagen«, aber — leider — nicht beweisen.

Dörpfeld wundert sich, »warum nicht früher schon diese einfache Lösung vorgeschlagen und allgemein angenommen worden ist« (Mélanges Perrot S. 80). Die Überlieferung gibt ihm hierauf zwar eine klare, vollbefriedigende Antwort: Leukas war in griechischer Vorzeit gar keine Insel, sondern eine Halbinsel; erst die korinthischen Kolonisten haben im 7. Jahrh. den Isthmus durchstochen (Strabo X, 2,8 p. 452). Aber auch so gelang es zunächst nicht, Leukas dauernd zur Insel zu machen, da der Durchstich immer wieder versandete. Thukydides erwähnt den Isthmus von Leukas zweimal (III 81 u. IV 8) als Schiffahrtshindernis, einmal (III 94) als Landmarke zwischen Akarnanien und Leukadien. Es war also ums Jahr 400 v. Chr. in Griechenland allgemein bekannt, dass zwischen Leukas und dem Festland eine Landenge, also eine Landverbindung bestand, dass also Leukadien ebenso wie der Peloponnes zu Unrecht eine Insel genannt wurde. Aber die Alten mögen berichten, was sie wollen. Dörpfeld glaubt ihnen nicht; er behauptet einfach dagegen: »Leukas ist stets eine Insel gewesen, Leukas hat vor 3000 Jahren einen noch stärker ausgeprägten Inselcharakter gehabt als heute« (Mélanges Perrot S. 82). Goessler setzt auch hier seiner Beweisführung die Krone auf, indem er mit dem Satz beginnt: »‚Insel' hat Leukas immer geheissen« (S. 23). Man braucht nur Liv. XXXIII 17, Leucadia — paeninsula erat; Strabo X 2,8 p. 451 *η Λευκὰς ἦν τὸ παλαιὸν μὲν χερρόνησος*, Plin. IV,5 Leucadia ipsa paeninsula quondam, Plut. de sera num. vind. 7 S. 552 E *χερρόνησος Λευκαδίων* zu vergleichen, abgesehen davon, dass Goessler selbst beständig von einem »Isthmus«, also doch von einer Landverbindung spricht, und man wird die Stichhaltigkeit seiner Aufstellungen richtig einschätzen. S. 25 gibt er dann zu, dass das Meer seit 600 v. Chr. um 3 m gestiegen ist. Die Lagune von Leukas hat aber heutzutage überhaupt nur 1 Fuss Wassertiefe. Der heutige Zustand bestätigt also die Tradition in vollem Umfang: lassen wir das Meeresniveau sich nur um 1/2 m, oder gar wieder um 3 m, senken, so haben wir ja in Leukas eine regelrechte Halbinsel vor uns, die ein trockener Isthmus mit dem Festland verbindet.

Dörpfeld muss nun seiner Theorie zu Liebe den beobachteten Prozess der Landveränderung gerade umkehren. Die seichte Lagune hinter Leukas ist nach ihm nicht ertrunkenes Land, sondern der säkularen Senkung zum Trotz erst neueren Datums. Woher sollen aber in der Zwischenzeit diese Massen Sinkstoffe gekommen sein, die Leukas mit dem Festland verbinden? Weder von Leukas noch von der gegenüberliegenden Festlandsküste her mündet irgend ein schlammführender oder gar deltabildender Fluss in die Lagune. Der Prozess der Auffüllung müsste zudem so kräftig und konstant sein, dass ein Überschuss an Aufhöhung des Meeresbodens zu verzeichnen wäre, welcher dem Steigen des Meeresspiegels die Wage halten könnte; es müsste kurz gesagt der Schlamm schneller wachsen als das Meer, das ihn absetzt.

Dies ist der Punkt, mit dem die ganze Dörpfeld'sche Theorie steht und fällt. Die bisherigen Widerlegungsversuche, sei es von Verteidigern der Tradition (mein eigener in »Von Rom nach Sardes« 2. Aufl., Stuttgart 1900, S. 185 f., der von Michaelis »Das homerische und das heutige Ithaka«, Jauer 1902 und Paulatos *Ἡ ἀληϑὴς Ἰϑάκη*, Athen 1902) oder von Seiten der unbekehrbaren Skeptiker (Wilamowitz, Sitzung d. Arch. Ges. Berlin, Jan. 1903) prallten wirkungslos ab und konnten nicht verhindern, dass das beredte Wort Dörpfelds sich unter den neueren Besuchern Griechenlands eine Schar überzeugter Jünger gewann, zu deren Wortführer sich Gallina (Zeitschr. für die österr. Gymn. 1901 S. 97 ff.), Reissinger (Blätter für das Gymnasialschulwesen XXXIX 1903 S. 369 ff.) und Goessler (Leukas-Ithaka, Stuttgart 1904) gemacht haben. Dörpfeld selbst hat im Archäologischen Anzeiger v. 1904, S. 65 nochmals das Wort zur Verteidigung seiner Hypothese ergriffen und erklärt, dass die Entgegnungen ihn in keinem einzigen wesentlichen Punkt überzeugt haben. Damit ist die Frage auf dem toten Punkt angelangt. Wir wollen daher den fruchtlosen philologischen Streit um die Tradition oder Homererklärung zunächst bei Seite lassen, um direkt auf den Kern der Sache einzugehen, auf das erdgeschichtliche Problem, das uns Leukas stellt.

II.

(Vergleiche hierzu die beigegebene Skizze.)

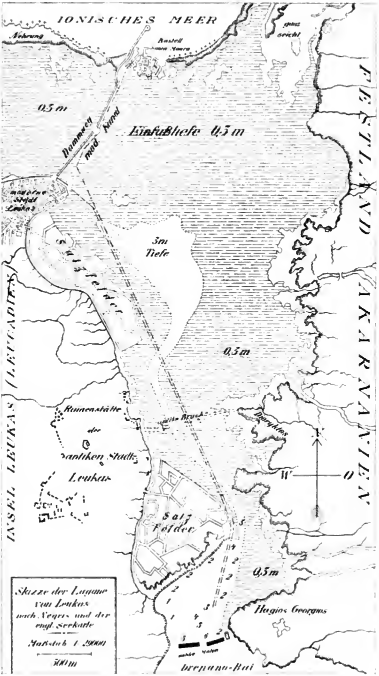
Die Insel Leukas ist heutzutage an ihrem Nordende durch eine Lagune vom Festland getrennt. Der für eine solche Bildung charakteristische Dünenwall (Nehrung) schliesst die Lagune nach Norden fast vollständig vom offenen Meere ab und bildet, abgesehen von einer künstlichen und einer natürlichen Öffnung, eine geschlossene Landzunge, welche von der Nordspitze der Insel ausgehend dem Festland zustrebt, ohne es ganz zu erreichen. Die Länge dieses nördlichen Abschlusses der Lagune beträgt ca. 9 km Strandlinie. Nach Süden zu wird die Lagune immer schmäler, bis ca. 4 km südlich von der Nehrung das Ufer der Insel nur noch ca. 200 m vom Festlandsufer entfernt ist. Südlich von dieser engsten Stelle befindet sich noch etwa 1½ km weit eine Meerenge von 400 bis 800 m Breite, die schliesslich in die 3—4 km breite Drepanobai ausläuft.

Die Tiefenverhältnisse liegen sehr einfach: die weitaus grösste Fläche der Lagune bildet einen Schlammsumpf von durchschnittlich nur 1 Fuss Wassertiefe. Von Süden her schlängelt sich eine Rinne von durchschnittlich 3 m Tiefe aus der Meerenge in die Lagune herein, dort allmählich sich erweiternd und schliesslich ganz im Schlammgrund sich verlierend. In der Neuzeit hat man geradlinige Schiffahrtskanäle von ca. 5 m Tiefe durch die Lagune gelegt, zuerst vom Nordufer, der Nehrung, nach dem modernen Städtchen Leukas im Norden der Insel, in den allerletzten Jahren von diesem Städtchen weiter südwärts an den Ruinen des antiken Leukas vorbei durch die Meerenge in die Drepanobai.

Anlässlich des Baus des letzteren Kanals wurden nun für die Geschichte der Lagune epochemachende Entdeckungen gemacht, die in der Revue universelle des mines, de la métallurgie, des travaux publics etc. Sept. 1903, Tome III. Nr. 3 von dem Ingenieur Ph. Negris veröffentlicht und verwertet sind in dem Aufsatze »Régression et transgression de la mer depuis l'époque glaciaire jusqu'à nos jours« (ergänzt in den Comptes rendus de l'Académie des Sciences No. 5, 1er août, Paris 1904 p. 379: nouvelles observations sur la dernière transgression de la Méditerranée), dem ich das Material zu folgenden Ausführungen entnehme, wenn ich auch in dessen Verwertung teilweise abweichen zu müssen glaube.*)

Am südlichen Eingang zur Meerenge von Leukas befinden sich zwei antike Molen aus unbehauenen Steinblöcken. Ihre obere Plattform, in der ansehnlichen Breite von 8 m, ist noch unversehrt erhalten, liegt aber 2,4 bis 2,6 m unter der Meeresoberfläche. In der Mitte zwischen den beiden Steindämmen befindet sich ein Zwischenraum von 80 m Breite bei einer Tiefe von 7 bis 8 m; er bezeichnet deutlich die Stelle der antiken Einfahrt. Merkwürdigerweise erreichen nun die Molen auf keiner Seite das heutige Ufer;

*) siehe Anhang.


IONISCHES MEER
Nehrung
Kastell Santa Maura
ganz seicht
FESTLAND AKARNANIEN
0,5 m
Dammweg
mod. Kanal
Einfußtiefe 0,5 m
moderne Stadt Leukas
Salz Felder
3m Tiefe
INSEL LEUKAS (LEUCADIEN)
0,5 m
Ruinenstätte der antiken Stadt Leukas
antike Brücke
Dioryktos
W
O
Salz Felder
0,5 m
Hagios Georgios
antike Molen
Drepano-Bai
Skizze der Lagune von Leukas nach Negris und der engl. Seekarte
Maßstab 1:20000
500 m

der westliche hört nahezu 100 m von der leukadischen Küste entfernt plötzlich auf; die Küste aber verläuft hier in sanfter Neigung unter das Wasser, das an der Stelle, wo der antike Molo in ca. $2^1/_2$ m Tiefe ansetzt, gerade 3 m tief ist. Der östliche Molo setzt in 2 m Tiefe nahe einer kleinen felsigen Strandinsel ebenfalls ca. 100 m vom Festlandsufer an und senkt sich sofort zur normalen Tiefe von ca. $2^1/_2$ m unter Wasser, welche im übrigen die ganze ca. 350 m lange Plattform der beiden Steindämme einhält. Aus diesem Befund geht klar hervor, dass das Meer an dieser Stelle um mehr als $2^1/_2$ m gestiegen sein muss. Denn da die Steindämme offenbar der antiken Stadt Leukas, deren Ruinenstätte ca. 1 km nördlich davon beginnt, als Hafendämme gedient haben, so müssen sie einst über das Wasser emporgeragt haben. Wie hoch, lässt sich jetzt nicht mehr bestimmen; nehmen wir die bescheidene Höhe von 1 bis 2 m an, so erhalten wir ein Steigen des Meeres um ca. 4 m.

Es fragt sich nun, in welche Zeit der Bau der Molen fällt. Die nächstliegende Annahme ist, sie mit der Gründung von Leukas durch die Korinther (ca. 640 v. Chr.) in Verbindung zu bringen. Es ist das dann der äusserste Zeitpunkt, über den wir jedenfalls nicht zurückkönnen, und es würde sich aus diesem Ansatz ein Ansteigen der Wasserfläche um ca. 4 m in $2^1/_2$ Jahrtausenden ergeben. Der Molo kann aber auch etwas jünger sein; dann würden wir aber nur eine um so rapidere Zunahme des Meeres zu konstatieren haben.

In so seichten Meeresteilen muss aber eine solche Niveauveränderung notwendig eine gänzliche Veränderung der Uferlinien zur Folge haben. Und auch hierfür fehlen die Anzeichen nicht. Die Ansatzpunkte beider Molen befinden sich je nahezu 100 m von der heutigen Küste entfernt 2 bis 3 m unter dem heutigen Wasserspiegel. Die Molen setzen also ganz augenfällig engere Ufer voraus, als wir heutzutage vor uns haben. Es läge nun sehr nahe, einfach die heutige Tiefenkurve von 3 oder von 4 m als alte Uferlinie in Anspruch zu nehmen. Das würde aber entschieden zu viel sein, da wir in so ruhigen, geschützten Gewässern mit einer konstanten, wenn auch geringfügigen Aufhöhung des Meeresbodens durch Sedimente rechnen müssen. Wir glauben diesem Moment, mehr als billig gefordert werden kann, Rechnung zu tragen, wenn wir zunächst nur die heutzutage 1 Fuss tiefen Strecken der Lagune als antikes Land betrachten, sind uns aber bewusst, dass wir damit entschieden zu wenig fordern. Aber auch so schon ist für die Zeit der Gründung von Leukas das Vorhandensein einer festen Landverbindung gesichert.

Die Annahme, dass wir mindestens in der Grenzlinie der Einfusstiefe die alte Strandlinie vor uns haben, wird dadurch aufs willkommenste bestätigt, dass, wie aus der nach Negris entworfenen Spezialkarte ersichtlich ist, die Linie dieser Tiefe gerade beim Ausgangspunkt des östlichen Molo ausläuft. Durch unsere Annahme wird auch das Felseninselchen, von dem dieser ausgeht, für das Altertum als landfest in Anspruch genommen, was ja ohnehin schon anzunehmen nahe lag.

Auf der andern Seite haben wir gute Gründe, da und dort auch noch die 3-m-Tiefe zu dem antiken Landbestand zu rechnen. Da ist vor allem

der Ansatzpunkt des westlichen Molo in Betracht zu ziehen. Dort, wo keine vorgelagerte Felseninsel die Brandung abhält, setzt der alte Steindamm nahezu 100 m vom Ufer der Insel Leukas in 3 m Tiefe an, obgleich er selbst nur 2¹/₂ m unter Wasser liegt. Er hat selbstverständlich ursprünglich am festen Ufer begonnen. Die Brandung hat also hier die Aufhöhung des Meeresgrundes verhindert, ja vielleicht den Meeresgrund etwas vertieft und die alte Uferlinie verwischt. Dass letztere Annahme nicht einmal notwendig ist, beweist W. Kolbe »Neue Grabinschriften aus Leukas« (Mitteilungen des K. d. Archaeol. Instituts 1902 S. 368): »Die Steine waren unweit der antiken Stadt Leukas in einer Tiefe von 3 m unter dem Meeresspiegel bei den Baggerarbeiten gefunden, die in dem Sunde zwischen der Insel und dem Festlande vorgenommen wurden, um den Schiffahrtskanal herzustellen. Gleichzeitig waren Architekturglieder von geringen Dimensionen zum Vorschein gekommen, die anscheinend von einem Grabmonument herrühren. Schliesslich hatte der Ingenieur, der die Baggerarbeiten leitete, festgestellt, dass auch zu beiden Seiten des vertieften Kanals noch Fundstücke vorhanden seien. Darnach scheint die Annahme berechtigt, dass die Steine von der Nekropolis der alten Stadt Leukas stammen und dass der Erdboden sich dort um einige Meter gesenkt« (oder das Meer sich entsprechend gehoben hat). Dörpfeld weiss hierauf (a. a. O. 1903 S. 479) u. a. zu erwidern: »ich vermute, dass die Steine aus dem westlich vom Hafen gelegenen alten Friedhofe stammen und auf einem Schiff nach der Ostseite des Sundes hinübergeschafft werden sollten, um dort zum Bau der grossen venetianischen oder türkischen Festung verwandt zu werden. Unterwegs ist das zu schwer beladene Schiff gesunken und liegt seitdem mit seiner Ladung, die sich allmählich ausgebreitet hat, auf dem Meeresboden.« Diese Vermutung richtet sich selbst, wo soviele weitere Tatsachen für die Richtigkeit der Ansicht Kolbes sprechen.

Ebenso müssen wir die 3 m tiefe Rinne, die von Süden her in die Lagune eindringt, mindestens von der engsten Stelle des Sundes an nordwärts, als altes Land in Anspruch nehmen. Denn sie rührt augenscheinlich von den verschiedenen Versuchen her, die im Laufe der Zeiten gemacht wurden, das Lagunengebiet befahrbar zu machen. Es taten dies zuletzt die Engländer noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Oberhummer S. 8)*). Hier wurde also immer wieder das sich bildende Sediment entfernt; es kann also die heutige Tiefe dieser Rinne für das Altertum nichts beweisen. Es ist vielmehr anzunehmen, dass ohne die modernen Baggerarbeiten, die Einfusstiefe auch von dieser Rinne Besitz ergriffen hätte, da sich der Schlamm erfahrungsgemäss mit Vorliebe an den tiefsten Stellen ansetzt und zudem die weichen Ränder der Rinne in den Graben einsinken mussten. Wir haben also in dieser Rinne eine künstliche Veränderung der natürlichen Tiefenverhältnisse vor uns, die auf menschliche Eingriffe zumteil neueren Datums zurückgeht. Über diese Rinne führte im Altertum eine Brücke, von der, wie die Karte andeutet, noch Reste vorhanden sind. Negris berichtet über diese (Comptes rendus 1904

*) Das im Folgenden häufig zitierte Werk heisst: Akarnanien, Ambrakia, Amphilochien, Leukas im Altertum von Dr. Eugen Oberhummer, München 1887, und ist zu unterscheiden von dem Werke desselben Verfassers: Phoenizier in Akarnanien, München 1882.

S. 380) folgendes: Auch diese Brücke liegt heutzutage völlig unter Wasser. Was auf der Karte eingezeichnet ist, sind Reste der Brustwehr (parapets), die da und dort noch über das Wasser ragen. Beim Kanalbau hat man 5 Pfeiler konstatiert, je 3 bis $3^1/_2$ m von einander entfernt, und gehauene Gewölbsteine (voussoirs en pierre de taille). Auf akarnanischer Seite ist auch der Oberbau noch gut erhalten; der antike Plattenbelag befindet sich gerade in Wasserlinie (à fleur d'eau). Natürlich wurden die Bogen der Brücke nicht schon bei ihrem Bau unter Wasser angelegt, und die Fahrbahn muss sich einige Meter über das Niveau des Meeres erhoben haben. Negris schliesst aus den Fundamenten der Pfeiler und der Ansatzhöhe der Bogen auf ein Steigen des Meeres um mindestens 2 m 90 seit Erbauung der Brücke, die nach ihrer Bauart der römischen Epoche zuzuweisen sei.

Die Spuren natürlicher und künstlicher Vertiefung des Fahrwassers führen uns weiter zu der Frage: welche Veränderungen hat das alte Land durch natürliche Aufhöhung erfahren, seit es unter das Meer geraten ist? Gross können diese im eigeutlichen Lagunengebiet nicht gewesen sein, da bei dem gänzlichen Mangel grösserer Zuflüsse vom Lande die Zufuhr von Sinkstoffen eine ganz minimale ist. Die bei dem neuesten Kanalbau gemachten Erfahrungen geben uns auch hierüber erwünschten Aufschluss. Man hat konstatiert, dass die Lagune, durch die der Kanal gegraben wurde, aus 0,3 bis 0,4 m Wasser, dann aus 4 bis 4,5 m Schlamm über dem gewachsenen Boden, dieser selbst wieder zunächst aus dünnen Kalkschichten mit Schlammschichten untermischt, schliesslich aus reinem Kalkstein besteht. Die wichtigste Beobachtung aber ist, dass von dieser 4 bis 4,5 m dicken Schlammschicht nur 2,5 bis 3 m weicher Schlamm ist, unter dem sich noch 1,25 bis 1,75 m fester Schlamm befindet. Eine deutliche Trennungsschicht findet sich in nahezu 3 m Tiefe. Es kann kein Zweifel sein, dass wir in ihr die Oberfläche des antiken trockenen Isthmus vor uns haben. Denn nur längeres Trockenliegen erklärt das Festwerden der unteren Schlammdecke, während die obere Schlammschicht durch ihre breiige Beschaffenheit sich als junges Sediment deutlich von ihr unterscheidet. Wir erhalten also seit der Überschwemmung des Isthmus durch das Meer einen Niederschlag von $2^1/_2$ bis 3 m Schlamm. Bei der mangelhaften Zufuhr von Sinkstoffen ist es nicht verwunderlich, dass, nach unserer Annahme, die Aufhöhung des Meeresbodens hinter dem Steigen des Meeres zurückgeblieben ist.

Auch der übrige geologische Befund der Lagune lässt sich aus der Erdgeschichte zwanglos erklären. Nach den neuesten Untersuchungen stand das Meer um Leukas nach der Eiszeit um ca. 200 m höher als heutzutage, sank dann rasch und erreichte einige tausend Jahre vor Chr. Geb. seinen tiefsten Stand, mindestens 5 m unter dem heutigen Niveau. Seither ist das Meer wieder in langsamem Steigen begriffen, und zwar scheint die Steigerung des Wasserstands in 1000 Jahren ca. 1,6 m zu betragen. Solange nun das Meer um Leukas noch hoch stand, setzte es die Kalksteinschichten ab, die den Untergrund bilden; als es dann allmählich zum niederen Küstengewässer herabsank, setzten sich mehr und mehr Schlammschichten zwischen den Kalkschichten ab. Dann wurde es allmählich so nieder, dass sich zwischen Leukas und

dem Festland eine Lagune bildete ganz analog der heute bestehenden. Zuletzt aber stand das Meer so tief, dass der in der Lagune niedergelegte Schlamm über Wasser geriet, an der Luft austrocknete und eine feste Landbrücke von 4 bis 5 km Breite zwischen Leukas und dem Festland bildete. Das ist der Zustand, den wir im homerischen Zeitalter vorauszusetzen haben.

Dörpfeld hat seine Theorie im Jahr 1900 gerade noch vor den entscheidenden Erfahrungen des Kanalbaus formuliert. Er war damals noch ganz auf die Ausführungen von Partsch (»Die Insel Leukas« in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 95, Gotha 1889) angewiesen; dieser wendet allen Scharfsinn auf, um die These zu verfechten, dass im Altertum annähernd derselbe Zustand wie heute vorlag, dass nur die nördliche Nehrung der antiken Schiffahrt ernstliche Schwierigkeiten bereitet habe, dass nur diese unter dem ἰσϑμός zu verstehen sei, der durchstochen und über den nach dessen erneuter Versandung die Schiffe gezogen worden seien. Solange diese Hypothese nicht widerlegt war, hatte Dörpfeld allen Grund, die Inselnatur Leukadiens zu verfechten. Wenn er aber noch im Archäologischen Anzeiger 1904 (S. 66 f.) die Ansicht Partschs wie ein unumstössliches Dogma verkündet, nachdem er selbst die ihr diametral entgegengesetzten Resultate von Negris zu kennen und anzuerkennen scheint, so befindet er sich offenbar im Unrecht. Er hätte nicht übersehen sollen, dass Partsch von Voraussetzungen ausgeht, die durch Negris als irrtümlich erwiesen sind. Partsch a. a. O. sagt S. 7: »Von Schwankungen des Meeresniveaus lässt die Geschichte der Lagune nicht die leiseste Spur erkennen. Das ist bemerkenswert, weil hier selbst eine geringe Niveauveränderung sich hätte durch beträchtliche Umgestaltung der Landumrisse bemerkbar machen müssen.« Dörpfeld (Mélanges Perrot S. 83) gibt zu: »Eine geringe Steigung der Meeresoberfläche um etwa 2 m scheint zwar seit der römischen Epoche erfolgt zu sein«, sagt aber Partsch zum Trotz im gleichen Satz weiter: »hat aber den Charakter der Durchfahrt und der Insel nicht verändert«, und weiter unten: »Ist somit Leukas für die homerische Zeit als Insel erwiesen . . .« Wahrlich, leichter kann man es mit der Beweislast nicht mehr nehmen. Noch verblüffender sind auch in diesem Punkt die Aufstellungen Goesslers: S. 24 lesen wir von dem steineren Molo aus klassischer Zeit, dessen Spuren man noch »unter dem hier beträchtlich gestiegenen Meere« sieht. S. 26 wird zugegeben, dass in die Lagune zwischen Leukas und dem Festland »kein einziges grösseres Flussbett läuft, durch das Stoffe herabgeschwemmt werden könnten«; er weiss, dass »die Tiefe des Wassers in der eigentlichen Lagune nur 1/2 m« beträgt (S. 24), er gibt selbst an, dass »das Meer hier seit 2 1/2 Jahrtausenden um etwa 3 m sich gehoben hat« (S. 25). Ebendaselbst wird richtig gefolgert: »Es stand mithin das Meer in homerischer Zeit weit niederer als in klassischer Zeit oder gar heute.« Trotzdem wird S. 27 frischweg behauptet: »Leukas ist eine Insel und war es im Altertum ja in klassischer und vorklassischer Zeit fast in noch eigentlicherem Sinn als heute.« Das ist — gelinde gesagt — eine petitio principii.

III.

Nachdem wir aus dem geologischen Befund die Entwicklungsgeschichte der Lagune von Leukas erschlossen haben, kehren wir zu den Berichten des Altertums zurück, die nun an der Hand der erdgeschichtlichen Resultate auf ihre Zuverlässigkeit geprüft und in ihrer wahren Bedeutung erkannt werden können.

Die Geologie lehrt uns, dass Leukadien im 2. Jahrtausend vor Chr. eine Halbinsel gewesen sein muss. Übereinstimmend mit dieser Erkenntnis schreibt Strabo (X 2,8 p. 451) *ἡ Λευκὰς ἦν τὸ παλαιὸν χερρόνησος τῆς Ἀκαρνάνων γῆς, καλεῖ δ᾽ ὁ ποιητὴς αὐτὴν ἀκτὴν ἠπείροιο* (ähnlich I 3,18 p. 59). Er versteht unter »dem Dichter« Homer, Od. 24, 377f., der Laertes sagen lässt: *Νήρικον* (Strabo scheint *Νήριτον* geschrieben zu haben) *εἷλον, ἐυκτίμενον πτολίεθρον, ἀκτὴν ἠπείροιο.* Von dieser alten Hauptstadt der Halbinsel, Nerikos (bei Strabo Neritos), weiss Strabo (X 2,8) zu berichten, dass die Korinther, als sie ihre Kolonie Leukas gründeten, die Bewohner derselben in ihre neue Stadt an den Isthmus verpflanzten. Die Ansiedler scheinen aber damit die alte Hauptstadt der Insel nicht für alle Zeiten entvölkert und vertilgt zu haben. Denn noch Thukydides kennt in der Umgegend von Leukas eine Stadt Nerikos, die nach dem ganzen Zusammenhang der Stelle (III 7,5) auf der Insel gelegen haben muss. Die Athener landen nämlich 428 v. Chr. bei diesem Nerikos, um die Stadt Leukas anzugreifen. Man nahm seither als selbstverständlich an, dass dieser Ort südlich von der Stadt an der Ostküste der Insel zu suchen ist. (Oberhummer, Akarnanien-Leukas, S. 31). Es war für die Athener das Gegebene, auf der Insel selbst in einiger Entfernung von der Stadt möglichst ungesehen und unbehelligt zu landen, um dann die Stadt von der Landseite her zu überfallen.

Diesen naheliegenden Erwägungen gegenüber befindet sich nun Dörpfeld in nicht geringer Verlegenheit. Auf Leukadien darf Nerikos nicht gelegen haben, sonst ist es mit seiner Theorie vorbei. Nach Mélanges Perrot S. 92 und Arch. Anz. 1902 S. 108 und 1904 S. 73 schien es seither, als wollte er die Spuren dieser Stadt auf dem akarnanischen Festlandsufer, auf dem Vorgebirge Hagios Georgios, das von den Ruinen der Stadt Leukas durch einen kilometerbreiten Meeresarm getrennt ist, gefunden haben. Nun erfahren wir aber durch Goessler (S. 71f.), dass er das homerische Nerikos mit den Ruinen der Stadt Palairos, 8 km landeinwärts in Akarnanien, identifiziert, und nun wird an Stelle des Beweises wieder eines der beliebten Geschichtchen aufgetischt: »Der Name Nerikos blieb an der Gegend haften. In der Zeit des peloponnesischen Kriegs gab es dort ein Kastell dieses Namens; es muss an der Küste gelegen haben und war wohl angelegt von den Korinthern, gleichzeitig mit der Stadt auf der Insel gegenüber, als ein *φρούριον* zur Beherrschung des Eingangs in den Sund.... Von der alten

mykenischen Burg Nerikos (= Palairos!) haben demnach die Korinther den Namen für ihr Kastell an der Küste genommen.«

Dörpfeld will uns also jetzt glauben machen, die Korinther hätten aus den Bergen des Festlands Bewohner nach Leukas verpflanzt und zwar aus einer Stadt, die ihrer Kolonie gar nicht gefährlich werden konnte, weil ja nach Dörpfelds eigener Annahme das Meer zwischen beiden Städten flutete. Weiter soll auch dieser Name »gewandert« sein und zwar 8 km weit an die Küste herab, Leukas gegenüber. Für diese bei ihm so beliebte »Platzveränderung« fehlt wieder jeder Beweis sowohl für den ersten, wie für den zweiten Platz. Dazu ist der von Dörpfeld bezeichnete Punkt für Thukydides' Nachricht recht ungeschickt gewählt. Eine Landung der Athener im Angesicht der feindlichen Stadt wäre nicht nur unnötig schwierig gewesen, sondern geradezu unverständlich: warum noch dazu zwischen sich und der anzugreifenden Stadt einen Meeresarm lassen? Und wozu alle diese Künsteleien, wo Dörpfeld doch selbst zugibt, dass der Schiffskatalog (B 632) mit dem »bewaldeten Neritos« die Insel Leukas meint (Arch. Anz. 1904 S. 73)?

Dörpfelds Hypothese über Nerikos erweist sich also lediglich als Notbehelf ohne alle Gewähr, der den durchsichtigen Zweck verfolgt, die seiner Theorie unbequeme Stadt von Leukadien wegzubringen. Demgegenüber halten wir mit Partsch (die Insel Leukas S. 3) daran fest: »Das älteste Zeugnis des Altertums, ein Vers im jüngsten Teile der Odyssee (24, 377 f.) behandelt Leukas noch als ein Glied des Festlands (*ἀκτὴ ἠπείροιο*)«. Es heisst dort seine Hauptstadt Nerikos (oder Neritos), es wird daher in einem Vers im jüngsten Teile der Ilias (B 632) die ganze Halbinsel nach ihr Neritos (oder Nerikos) genannt. Die Lesarten schwanken für die homerischen Namen, die klassische Zeit hat sich für die Form Nerikos entschieden; dieser Name lebte an der Stätte der homerischen Stadt in einem Städtchen auf Leukas fort, das Thukydides noch kannte. Wenn endlich Plinius (IV 5) als alte Namen Neritum und Neritis anführt, so liegt hier offenbar nur eine Flüchtigkeit vor; es ist dafür unbedenklich Neritos zu setzen.

Noch heute bemerkt man im Schlammgrund der Lagune von Leukas die Rinne eines alten Schiffahrtskanals, welche neuere Baggerarbeiten offen gehalten haben. Auch über diesen gibt uns Strabo genaue Auskunft; I 3,18: *ἡ Λευκὰς Κορινθίων τὸν ἰσθμὸν διακοψάντων νῆσος γέγονεν, ἀκτὴ πρότερον οὖσα*, und X 2,8: *Κορίνθιοι δὲ πεμφθέντες ὑπὸ Κυψέλου* († ca. 627 v. Chr.) *κατέσχον τὴν ἀκτὴν καὶ τῆς χερρονήσου διορύξαντες τὸν ἰσθμὸν ἐποίησαν νῆσον τὴν Λευκάδα.* Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Strabo richtig berichtet ist. Die Korinther hätten niemals diesen Meereswinkel als Platz für eine Kolonie ausgesucht, wenn sie nicht gleichzeitig beabsichtigt hätten, die Durchfahrt hinter Leukas zu öffnen und so den Durchgangsverkehr, der gerne die gefährliche Fahrt um die Insel vermied und dafür den kürzeren Weg wählte, dorthin zu lenken. Dieser Durchstich (*Διόρυκτος*) ist noch weiter bezeugt Scyl. 34, Polyb. V, 5,12. Dion. Hal. I, 50. Plin. IV, 1,5. Ein Durchgraben des flachen, aus verfestigtem Schlamm bestehenden Isthmus war auch in so früher Zeit kein unmögliches Beginneu; Liv. 33,17 bezeugt noch dazu ausdrücklich: campus terrenus omnis operique facilis.

Mit der Herstellung einer schmalen Fahrrinne war aber immer noch nicht der Isthmus beseitigt, durch den sie gegraben war. Deshalb sprechen die Griechen noch lange mit vollem Recht vom »Isthmus von Leukas«. Der Kanal scheint auch bald wieder versandet zu sein, so dass sich wieder eine feste Verbindung mit dem Festland bildete (Plin. IV, 1,5 Leucadia ipsa paeniusula quondam, Neritis appellata, opere adcolarum abscissa a continenti ac reddita ventorum flatu congeriem harenae adcumulantium qui locus vocatur Dioryctos stadiorum longitudine trium*). Zur Zeit des peleponnesischen Krieges war jedenfalls die Versandung bereits eingetreten, denn wiederholt mussten während desselben Schiffe über die Landenge gezogen werden (Thuk. III 81,1 *ὑπερενεγκόντες τὸν Λευκαδίων ἰσθμὸν τὰς ναῦς*, IV 8,2 (*νῆες*) *ὑπερενεχθεῖσαι τὸν Λευκαδίων ἰσθμόν*, gerade so wie er vom Isthmus bei Korinth erzählt (III 15,1:) *ὁλκοὺς παρεσκεύαζον τῶν νεῶν ἐν τῷ ἰσθμῷ ὡς ὑπεροίσοντες*). Von besonderer Wichtigkeit ist auch III 94,2: *τῆς τε ἔξω γῆς δῃουμένης καὶ τῆς ἐντὸς τοῦ ἰσθμοῦ ἐν ᾗ καὶ ἡ Λευκάς ἐστιν.* Thukydides unterscheidet also das Gebiet ausserhalb des Isthmus, d. h. das Festland, vom Gebiet innerhalb des Isthmus, d. h. Leukadien, indem er als Grenze nicht etwa den Kanal oder gar eine Meerenge, sondern geradezu die Landverbindung angibt. Wäre Leukadien damals schon Insel gewesen, so hätte er sich gewiss anders und einfacher ausgedrückt.**) Noch ums Jahr 400 v. Chr. scheint mir daher, trotz des Kanals der Korinther, das Vorhandensein einer festen Landenge bei Leukas gesichert zu sein; die Schiffe mussten, wie bei Korinth, über trockenes Land gezogen werden.

So scheint es noch mindestens zwei Jahrhunderte lang geblieben zu sein. Wir haben aus dem J. 218 v. Chr. bei Polybius (Buch V) Nachrichten über die Schiffsbewegungen Philipps V. von Macedonien. Leider ist nur eine Stelle (V, 5,12) so bestimmt gefasst, dass sie Schlüsse zulässt. Aus den Worten *εὐτρεπισάμενος τὰ περὶ τὸν Διόρυκτον καὶ ταύτῃ διακομίσας τὰς ναῦς* ist ersichtlich, dass bei dem alten »Durchstich« noch immer Schwierigkeiten bestanden, die das Vorhandensein des Isthmus für jene Zeit noch vermuten lassen.

Dies wird bestätigt durch Livius, der (33,17), wahrscheinlich demselben Polybius folgend, Leukadien noch fürs Jahr 197 als Halbinsel in Anspruch nimmt: tum paeninsula erat occidentis***) regione artis faucibus cohaerens Acarnaniae. Was seine Angabe besonders vertrauenerweckend und wertvoll macht, ist der Zusatz: quingentos ferme passus longae eae fauces erant, latae haud amplius centum et viginti; in iis angustiis Leucas posita est.

Es fragt sich nun, wann ist dieser Isthmus endgültig untergetaucht? Wir haben oben festgestellt, dass das Meer seit 640 bis heute um ca. 4 m gestiegen

---

*) Die Zahl 3 Stadien (= 550 m) scheint, wenn sie überhaupt genau ist, auf eine spätere Zeit zu gehen; man müsste denn annehmen, dass bis zum Jahr 197, wo Livius (33,17) 750 m Isthmusbreite angibt, eine grössere Strecke des Kanals versandet war; übrigens erscheint mir bei der Ungenauigkeit antiker Massangaben überhaupt der Unterschied nicht schwer ins Gewicht zu fallen.

**) Wie z. B. Livius 33,17: mare quo Leucadia ab Acarnania dividitur.

***) Man beachte den uralten Orientierungsfehler, der bei den jonischen Inseln bis heute sich erhält: Norden ist auch hier wahrscheinlich mit Westen verwechselt und vertauscht.

sein muss; das ergibt ein Anwachsen um ca. 0,16 m in 100 Jahren. Die Oberfläche des alten Isthmus glauben wir nahezu 3 m unter dem heutigen Meeresniveau noch konstatieren zu können. Ums Jahr 640 ragte also der Isthmus noch ca. 1 m über das damalige Meer empor; die Überschwemmung der niedersten Teile mag etwa ums Jahr 200 v. Chr. merkliche Fortschritte gemacht haben; um Christi Geburt aber muss bereits fast die ganze Fläche des Isthmus unter Wasser gestanden haben.

Hieraus erklärt sich, dass im Zeitalter des Augustus die Nachrichten über Leukas plötzlich ganz anders lauten als in griechischer Zeit. Ovid (Met. 15, 289) sagt: Leucada continuam veteres habuere coloni, nunc freta circumeunt; und Livius (33, 17) Leucadia nunc insula est vadoso freto, quod perfossum manu est, ab Acarnania divisa . . . ima urbis plana sunt, iacentia ad mare quo Leucadia ab Acarnania dividitur: . . . vada sunt stagno similiora quam mari.

Wir müssen bei dieser Stelle etwas länger verweilen; denn Livius ist neben Strabo der einzige antike Schriftsteller, der mit erwünschter Ausführlichkeit und Deutlichkeit auf die Fragen eingeht, die uns hier beschäftigen. Man hat die Worte des Livius ohne hinreichenden Grund verdächtigt (Partsch S. 4) oder umgedeutet (Oberhummer S. 9), damit sie zu den aufgestellten Theorien passten; wir sind in der glücklichen Lage, sie nehmen zu können, wie sie lauten: Livius stellt den Zustand des Jahres 197 v. Chr., den er seiner Quelle (Polybius) entnimmt, dem ihm aus zeitgenössischen Quellen oder aus eigener Anschauung bekannten gegenwärtigen Zustand entgegen. Wir erfahren auf diese Weise, dass im Jahre 197, wie wir angesichts der beginnenden Überflutung erwarten mussten, nicht mehr der ganze Isthmus trocken lag, sondern dass er bereits auf eine Breite von 750 m zusammengeschmolzen war; wir erfahren ferner, dass dieser letzte Rest, wie auch Thuk. III 94, 2, und Strabo X 8,2 andeuten, nahe der engsten Stelle bei der antiken Stadt Leukas zu suchen ist, nicht bei der Nehrung draussen, wie Partsch will. Undeutlich sind nur die Worte quod perfossum manu est, indem sich nicht entscheiden lässt, ob Livius damit auf die Rinne hindeutet, die noch von der Korinther Grabarbeit zeugte, oder ob zwischen 197 v. Chr. und seiner Zeit etwa die Römer diesen Kanal erneuert haben, was Oberhummer vermutet. Beides ist denkbar, aber so oder so, jedenfalls wird dadurch die Richtigkeit der übrigen Notizen in keiner Weise beeinträchtigt. Wir haben deshalb allen Grund, Livius aufs Wort zu glauben, dass zu seiner Zeit, wie wir bei allmählichem Anwachsen des Meeresniveaus auch voraussetzen mussten, der Isthmus verschwunden war und einem ganz seichten Meere Platz gemacht hatte, dass also nicht mehr der Isthmus, wie noch zu Thukydides' Zeiten und später, sondern das Meer Leukadien von Akarnanien trennte; Livius sagt noch dazu ausdrücklich, dass diese Neubildung mehr einem Sumpfe als einem Meere ähnlich sah.

Livius' Darstellung wird von Strabo aufs vollkommenste bestätigt. Seine Worte (X 2,8): *ἦν ποτε μὲν ἰσθμός, νῦν δὲ πορθμὸς γεφύρᾳ ζευκτός,* lassen vollends an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Strabo, der um Christi Geburt lebte, ist, soviel ich sehe, der erste Grieche, der die Bezeichnung *πορθμός* für das die Insel Leukas vom Festland Trennende

gebraucht, während sich noch Thukydides geradezu hütet, diesen Ausdruck zu gebrauchen (III 94,2). Strabo spricht auch von einer Brücke, die natürlich erst notwendig war, nachdem die Landverbindung verloren gegangen. Von dieser Brücke und dem sich anschliessenden Dammweg (Strabo I, 3,18) sind heute noch Reste erkennbar. (Negris s. o. S. 13, Oberhummer S. 11, Partsch S. 9.) Wichtig ist hier das Zeugnis Goesslers (S. 25), dass ihr Gemäuer »wegen der vorhandenen Bogen hellenistisch oder römisch ist und nicht altgriechisch sein kann«. In altgriechischer Zeit war eine künstliche Verbindung noch völlig unnötig, da eine natürliche bestand, die aber eben in römischer Zeit endgültig untertauchte, was den Bau der Brücke notwendig machte. So hat schliesslich auch Plinius (N. H. II 90, 205) Recht, wenn er sagt: perrupit mare Leucada. Zu seiner Zeit war dies jedenfalls vollendete Tatsache. Spätere Schriftsteller sprechen daher mit Recht von Leukadien durchweg als von einer Insel (Oberh. S. 10 A. 2).

Damit waren die Bedingungen zur Entstehung einer Lagune hinter Leukas gegeben. Mit elementarer Gewalt baute das Meer im Norden der Enge den Dünenwall auf, der sinkendes Land zu umsäumen pflegt. Partsch hat Recht, wenn er hier das letzte, immer wieder sich aufschüttende Schiffahrtshindernis finden will, das selbst der Ausdauer der Römer trotzte. Noch in augustäischer Zeit scheint man hier die Schiffe mit dem Schlepptau herübergeschleift zu haben (ibi solent remulco navem traducere, Gramm. Lat. ed. Keil I S. 134 f.).

Im 2. Jahrhundert nach Chr. scheint jedoch eine Zeitlang eine regelrechte Schiffahrt durch die Meerenge stattgefunden zu haben. Arrhian (Ind. 41, 2. 3. 5. ed. Hercher-Eberhard, Lpz. 1885) erzählt nämlich von Nearch und der Flotte Alexanders d. Gr., die auf der Fahrt von Indien nach dem persischen Meerbusen zurück eines Morgens von Margastana ausliefen: *ἐκπλώσαντες κατὰ βραχέα ἐκομίζοντο ἐπὶ μιῆς νεός. πασσάλοισι δὲ ἔνθεν καὶ ἔνθεν πεπηγόσιν ἀπεδηλοῦτο τὰ βραχέα, κατάπερ ἐν τῷ μεσσηγὺς Λευκάδος τε νήσου ἰσθμῷ καὶ Ἀκαρνανίης ἀποδέδεικται σημήια τοῖσι ναυτιλλομένοισι τοῦ μὴ ἐποκέλλειν ἐν τοῖσι βραχέσι τὰς νέας. ἀλλὰ τὰ μὲν κατὰ Λευκάδα ψαμμώδεα ὄντα τοῖσι ἐποκείλασι ταχέαν τὴν ὑπονόστησιν ἐνδιδοῖ. κεῖθι δὲ πηλός ἐστιν ... οὕτω δὴ χαλεπῶς διεκπλώσαντες ... κατὰ νέα ἕκαστοι ορμισθέντες.* Wir lernen hieraus für den Zustand der Lagune von Leukas zur Zeit Arrhians*): »Mit Pfählen, die zur Rechten und zur Linken der Fahrrinne eingeschlagen waren, waren die Untiefen bezeichnet . . ., damit die Schiffer nicht auf die Bänke auffuhren.« Demnach scheint in römischer Kaiserzeit endlich ein brauchbarer Schiffahrtskanal durch die Lagune bestanden zu haben, durch den man »einzein, ein Schiff hinter dem andern« hindurchfahren konnte.

*) Oberhummer (Akarnanien S. 1n) wirft die Frage auf: Gehört die Bemerkung über Leukadien dem Nearch oder dem Arrhian? Mit Recht macht er für letzteren geltend, dass es unwahrscheinlich ist, dass Nearch in seinem Bericht ein für ihn so ferne liegendes Gleichnis heranzog: »viel wahrscheinlicher ist es, dass Arrhian für seine Leser zur Erläuterung ein Beispiel aus einem Gebiete anfügte, das seit den Kriegen Roms mit Makedonien und Ätolien, besonders aber seit der Schlacht bei Aktion, allgemein bekannt geworden war«.

Mit dieser Nachricht, die schon ganz an den heutigen Zustand der Lagune erinnert, schliesst der Kreis der antiken Nachrichten. Aus dem Mittelalter weiss Partsch (S. 6) nur noch ein Zeugnis beizubringen; es beweist, dass die Fahrrinne wieder versandete, die Lagune aber noch immer nicht die nötige Wassertiefe gewann, um befahrbar zu sein. »Im Jahre 1500 bemühten sich die Türken vergebens, eine Flotte durch dieses untiefe Gewässer hindurchzubringen. Die Lagune war so seicht, dass die türkische Reiterei an verschiedenen Stellen . . . den Versuch wagen konnte, zum Entsatz des belagerten Kastells Santa Maura auf die Insel überzusetzen«. Im ganzen wird also der Anblick des Lagunengebiets, abgesehen von der allmählichen Verbreiterung des Meeres, und, da der Schlamm gleichzeitig mit dem Wasser anwuchs, auch die Tiefe der Lagune sich nicht mehr wesentlich verändert haben.

Wir kommen somit an der Hand der Tradition genau zu demselben Resultat wie mit Hilfe der erdgeschichtlichen Erwägungen. Die Tradition hat sich dabei als völlig zuverlässig erwiesen. Es lässt sich von Homer über Thukydides zu Livius und Arrhian eine geradlinige Entwicklung konstatieren. Leukadien war ursprünglich ein Vorgebirge des Festlands durch einen festen Isthmus mit Akarnanien verbunden. Die flache Alluvialebene wurde zuerst von den korinthischen Kolonisten durchstochen, als sie die Stadt Leukas gründeten. Der Schiffahrtskanal konnte mit den primitiven Mitteln jener Zeit wohl gegraben, aber nicht dauernd offen gehalten werden. So behalfen sie sich schliesslich mit einer Vorrichtung, wie sie ihre Mutterstadt Korinth am dortigen Isthmus mit Erfolg anwandte: sie zogen die Schiffe über Land von einem Meer ins andre. Um Christi Geburt hatte die Meeresfläche sich bereits soweit gehoben, dass der Isthmus überschwemmt war und sich an seiner Stelle eine seichte Lagune bildete. Der alte Isthmus war aber noch immer ein Hindernis für die Schiffahrt, da man hinüberwaten, nicht hinüberfahren konnte; doch scheinen die Römer durch Ausbaggerung der alten Fahrrinne, die vom Kanal der Korinther noch übrig war, einen freien Schiffahrtsweg durch die Lagune hergestellt zu haben, der sich aber im Mittelalter bereits wieder geschlossen hatte. Die Engländer wiederholten dann diesen Versuch, ebenfalls ohne bleibenden Erfolg.

Wir gelangen auf diese Weise zu folgendem Schluss: Leukas war noch nie eine Insel im vollen Sinne des Worts; denn ohne künstliche Öffnung und Offenhaltung einer Fahrrinne war die Durchfahrt zwischen ihm und dem Festland zu allen Zeiten unmöglich. Leukas war aber im Altertum noch weniger eine Insel als heutzutage, in griechischer Zeit weit weniger als in römischer. Für die homerische Zeit jedenfalls glauben wir Leukas als Halbinsel erwiesen zu haben. Es kann also Ithaka **nicht** gewesen sein.

Dulichion.

I.

Nachdem ich nachgewiesen zu haben glaube, dass Leukas das homerische Ithaka nicht gewesen sein kann, sondern sich nach wie vor mit der bescheideneren Rolle des homerischen Nerikos begnügen muss, fühle ich mich verpflichtet, auch noch anzugeben, wie ich mir die Lösung der zweifellos bestehenden Schwierigkeiten der Homererklärung denke. Kritisieren ist freilich leichter als Bessermachen. Das habe ich bei den folgenden Untersuchungen lebhaft empfunden. Ich bin mir dabei stets bewusst gewesen, dass ich mich nun selber auf den trügerischen Boden der Hypothese begeben habe. Ich möchte daher im Folgenden nur den Weg angeben, den ich für gangbar halte. Mögen Berufenere prüfen, ob er wirklich zum Ziele führt.

Dörpfeld hat seine Theorie insbesondere den Versen ι 21—26 zu liebe aufgestellt. Sie lauten:

ναιετάω δ' Ἰθάκην εὐδείελον. ἐν δ' ὄρος αὐτῇ
Νήριτον εἰνοσίφυλλον, ἀριπρεπές. ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν,
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται
πρὸς ζόφον, αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε.

»Ich bin von Ithaka, dem weithinsichtbaren. Auf diesem erhebt sich ein Bergbaupt, das blätterschüttelnde Neriton, sehr hervorstechend. Rings (eig. auf beiden Seiten) liegen viele Inseln ganz nahe bei einander: Dulichion, Same und das waldige Zakynthos. Selbst liegt es niedrig am weitesten aussen im Meer gegen Westen, die andern entfernt davon gegen Morgenröte und Sonne.«

Vergeblich haben sich alte und neuere Geographen bemüht, eine plausible Hypothese zu finden, nach welcher eine Insel Dulichion bei den jonischen Inseln unterzubringen wäre.*) Dörpfeld glaubte, indem er Leukas als homerische Insel in Anspruch nahm, die Lösung des Rätsels gefunden zu haben. Nachdem aber nachgewiesen ist, dass Leukas in homerischer Zeit Halbinsel gewesen sein muss, dürfen wir wieder, wie es seit jeher geschehen ist, Ithaka für das heutige Ithaka, Same für das heutige Kephallenia nehmen, und es erhebt sich von neuem die dringende Frage: Wo aber bringen wir Dulichion unter?

---

*) s. die Zusammenstellung bei Dörpfeld, Mélanges Perrot S. 81, Goessler, Leukas-Ithaka S. 17 ff.; s. auch Anhang.

Zur Lösung dieser Frage haben schon **Kruse**, **Bursian** und **Oberhummer***) den richtigen Weg vorgezeichnet, was **Dörpfeld** und **Goessler** völlig übersehen. Wir müssen von dem nachweislich jüngsten Gesang der homerischen Gedichte ausgehen, vom sog. Schiffskatalog, in dem wir die geographischen Angaben über die Vorzeit zusammengestellt finden. Wir lesen dort (B 625—630):

οἳ δ' ἐκ Δουλιχίοιο Ἐχινάων θ' ἱεράων
νήσων, αἳ ναίουσι πέρην ἁλός, Ἤλιδος ἄντα,
τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε Μέγης ἀτάλαντος Ἄρηι,
Φυλεΐδης, ὃν τίκτε διίφιλος ἱππότα Φυλεύς,
ὅς ποτε Δουλιχιόνδ' ἀπενάσσατο πατρὶ χολωθείς.
τῷ δ' ἅμα τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο.

»Die von Dulichion sodann und den heiligen Igelinseln waren, (den Echinaden) welche jenseits des Meeres Elis gegenüber liegen, diesen gebot Meges, dem Ares vergleichbar, der Phylide, den der Liebling des Zeus Phyleus erzeugt hatte, der Wagenkämpfer, der einst nach Dulichion ausgewandert war, seinem Vater grollend. Ihn begleiteten 40 schwarze Schiffe.«

Hier wird also Dulichion mit den Echinaden zusammen genannt, kleinen Felseninseln, die Elis gegenüber, von ihm durchs Meer getrennt (***πέρην ἁλός***), an der Ecke Ätoliens um die Mündung des Acheloos sich scharen. Das Kontingent von Dulichion hat einen eigenen Führer Meges, der N 691 f. Anführer der Epeier genannt wird; die Epeier sowohl wie Meges scheinen von Elis eingewandert zu sein (Strabo X, 2,14 p. 456; Apollodor II 5,5, Paus. V, 1,8). Beachtenswert ist endlich, dass sie 40 Schiffe stellen.

Unmittelbar auf Dulichion folgt im Schiffskatalog das **Kontingent des Odysseus** (B 631—637):

αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἦγε Κεφαλλῆνας μεγαθύμους,
οἵ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον
καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν,
οἵ τε Ζάκυνθον ἔχον ἠδ' οἳ Σάμον ἀμφενέμοντο,
οἵ τ' ἤπειρον ἔχον ἠδ' ἀντιπέραια νέμοντο.
τῶν μὲν Ὀδυσσεὺς ἦρχε Διὶ μῆτιν ἀτάλαντος.
τῷ δ' ἅμα νῆες ἕποντο δυώδεκα μιλτοπάρῃοι.

»Aber Odysseus führte die mutigen Kephallenen, die bekanntlich Ithaka innehatten und das blätterschüttelnde Neritos und Krokyleia bewohnten und das schroffe Aigilips, die auch Zakynthos besassen und die Samos rings (eig. auf beiden Seiten) bewohnten, die auch das Festland besassen und die gegenüberliegenden Küsten bewohnten. Diesen gebot Odysseus, Zeus an Einsicht vergleichbar. Ihn begleiteten 12 rotwangige Schiffe.«

Es fehlt in dieser Aufzählung der Inseln und der festländischen Besitzungen des Odysseus natürlich Dulichion. Wenn dieses reiche und volkreiche Land (es stellt ja 52 Freier mit 6 Dienern, *π* 247) besonders gerechnet wird, so fällt es nicht auf, dass Odysseus nur 12 Schiffe stellt, eine Zahl, die durch *ι* 159 ***νῆες μέν μοι ἕποντο δυώδεκα*** festgelegt war. Dass wir statt ***Νήριτον*** hier ***Νήρικον*** lesen und darunter Leukas verstehen (*ω* 377 f.

*) Kruse, Hellas II 455 ff.; Bursian, Geogr. Griechenland I S. 127 f., und Oberhummer, Akarnanien S. 22.

Bursian bezeichnet genauer die Höhe **Kutsolari** südlich der heutigen Acheloosmündung als Dulichion; so hat es auch **Kiepert** auf seiner Karte des alten Griechenland dargestellt.

Νήριτον ἀκτὴν ἠπείροιο), haben wir in dem Kapitel »Leukas« (s. oben S. 15 f.) ausführlich begründet. Unter Krokyleia und Aigilips versteht Oberhummer (S. 32) wohl mit Recht die nordöstlichen Nachbarinselchen von Ithaka Arkudi und Atoko;*) Samos ist = Same (Kephallenia). Samos wird hier deutlich von Dulichion unterschieden und getrennt; es kann also nicht ein und dieselbe Insel gewesen sein.**)

Interessant ist, dass der Dichter des Schiffskatalogs ausdrücklich das Reich des Odysseus auf das Festland ausdehnt. Unter ἤπειρος versteht die Odyssee (ω 387) Akarnanien mit Leukadien. In Akarnanien, auf Leukas (Nerikos) und den jonischen Inseln sitzen also in griechischer Vorzeit die Kephallenen, als deren Anführer Laertes (ω 378), dann Odysseus (Δ 330, ω 355, 429) genannt werden. Κεφαλλῆνες ist der Gesamtname der Untertanen des Odysseus, Strabo X, 2,10 p. 452; υ 210; sie sind klar unterschieden von den Untertanen des Meges in Dulichion, die zu den Epeiern gerechnet werden. Epeier sitzen auch in Elis (ο 298, B 615 ff.), weshalb die Worte ἠδ' ἀντιπέραια (B 635) nur eine Ausmalung von ἤπειρον sein können und das (den Inseln) gegenüberliegende Festland, eben wieder Akarnanien, bedeuten müssen.***)

Der Dichter des Schiffskatalogs hat also von der Geographie und Ethnographie Westgriechenlands eine ganz klare Vorstellung: in Akarnanien und auf den jonischen Inseln sitzen die Kephallenen, die Untertanen des Odysseus; in Elis und auf den Echinaden die Epeier unter besonderen Herrschern. Dulichion liegt zwischen beiden Gebieten bei den Echinaden, mit diesen zu einem (epeischen) Reiche vereinigt. Dass Dulichion eine der heute noch vorhandenen Echinaden gewesen sein könnte, ist ausgeschlossen. Diese sind lauter ganz kleine, kaum bewohnbare Felseninselchen; zudem scheint es ja in B 625 von ihnen unterschieden zu werden. Es bleibt gar keine Wahl: Dulichion heisst im Schiffskatalog das reiche Hinterland der Echinaden, die Mündungsebene des Acheloos, die sie umsäumen.

Ist nun diese Ansetzung mit den Angaben der Odyssee vereinbar? Gewiss; die Lügenerzählung des Odysseus (ξ 315 ff.) setzt ebenfalls diese Lage von Dulichion voraus. Odysseus gibt vor, aus Kreta zu stammen und nach langen Irrfahrten schiffbrüchig an die Küste der Thesproten geworfen worden zu sein. Der Gestrandete wird vom König Pheidon gastlich aufge-

*) Steph. Byz.: Κροκύλειον, νῆσος Ἰθάκης. (Plin. n. h. IV, 12.54.) Wenn Heracleo (nach St. B.) Ithaka in 4 Gaue (Ithaka, Neion, Krokyleion, Aigilips) einteilt, so pflichtet ihm Eustathius und Ameis-Hentze (zu B 633) gewiss mit Unrecht bei. Der Begriff »Gau« (δῆμος) hat sich erst in geschichtlicher Zeit entwickelt (s. Mangold in Curtius Studien VI 2 S. 401 ff.). Was sollte auch den Dichter des Schiffskatalogs veranlasst haben, bei der Kleinheit Ithakas noch Unterabteilungen zu nennen, von denen nicht einmal die Odyssee etwas zu berichten weiss?

**) Dieses Samos des Schiffskatalogs wird auch von Dörpfeld (M. P. S. 93) für das heutige Kephallenia erklärt, ebenso Neritos für Leukas.

***) Nicht aber Elis, wie Hentze (Ameis) zu B 635 angibt; δ 635 ff. berechtigt noch lange nicht zu dieser Annahme. In Elis sitzen jedenfalls keine Kephallenen. Ich wäre eher geneigt, unter ἤπειρος Leukadien und dann unter ἀντιπέραια das Leukadien gegenüberliegende Akarnanien zu verstehen. Strabo X 2,10 p. 453: ἤπειρον μὲν οὖν καὶ τὰ ἀντιπέραια τῶν νήσων βούλεται λέγειν, ἅμα τῇ Λευκάδι καὶ τὴν ἄλλην Ἀκαρνανίαν συμπεριλαβεῖν βουλόμενος, περὶ ἧς καὶ οὕτω λέγει· δώδεκ' ἐν ἠπείρῳ ἀγέλαι, τόσα πώεα μήλων (οἰῶν, ξ 100).

nommen und reich beschenkt nach seiner Heimat entlassen. Er benützt ein Thesprotenschiff, das eben nach Dulichion in See geht; er wird dorthin von König Pheidon an König Akastos empfohlen. Aber auf offener See angekommen, wird er von der Mannschaft des Schiffes überfallen, beraubt und völlig ausgezogen; sie geben ihm das Bettlergewand, das er anhat. Am Abend landen sie unterwegs auf Ithaka an einsamer Stelle und bereiten das Mahl, Odysseus gebunden im Schiff zurücklassend. Währenddessen gelingt es ihm, sich loszumachen und zu entrinnen.

Wir lernen aus dieser Erzählung, dass Dulichion eine Station auf dem Weg nach Kreta, Ithaka aber eine Station auf dem Weg nach Dulichion war. Ithaka lag etwa eine Tagreise vom Thesprotenland, d. h. von der Küste von Epirus, südwärts; Dulichion aber lag noch weiter vom Thesprotenland weg Kreta zu, und zwar mindestens noch soweit, dass es sich lohnt, vorher noch zu rasten. Nimmt man nun an, dass Dulichion am Acheloos lag, so erscheint nichts natürlicher, als dass die Schiffer, da es Abend geworden, in einer der Buchten der Ostküste Ithakas halt machen und abkochen, bevor sie die Fahrt über das breite Meer ostwärts nach den Echinaden und dem Festland fortsetzen. Dass dabei Dulichion auch in dieser Erzählung aus dem Munde des Odysseus als ein eigenes Reich unter einem besonderen König erscheint, bestätigt die Angaben des Schiffskatalogs.

Wer Dulichion für die Mündungsebene des Acheloos erklärt, kann sich auch auf die in der Odyssee eingestreuten Nachrichten über Land und Leute daselbst berufen. Eine reichbewässerte Alluvialebene stimmt zu *π* 396 *Δουλιχίου πολυπίρου ποιήεντος* (ebenso ξ 335 = τ 292: *ἐς Δουλίχιον πολύπυρον*). Das »weizen- und wiesenreiche Dulichion« kann keine der jonischen Inseln gewesen sein; diese heissen bei Homer ausdrücklich »waldreich« und »gebirgig«; ja es heisst *δ* 607 geradezu: *οὐ γάρ τις νήσων εὐλείμων*. Das weizen- und wiesenreiche Dulichion ernährt denn auch viele »begüterte Herren«. Amphinomos, der erste der Freier aus Dulichion, heisst *π* 395 *Νίσου φαίδιμος υἱὸς ἄνακτος*; er bringt einen eigenen Diener mit, *σ* 424; *σ* 127 sagt Odysseus von dessen Vater: *Νῖσον Δουλιχιῆα ἐύν τ᾽ἔμεν ἀφνειόν τε*. Nur ein reiches, dichtbevölkertes Land wird 52 Freier mit 6 Dienern (*π* 247) stellen können, wenn die jonischen Inseln zusammen nur 56 Freier mit 3 Dienern aufzubringen vermögen. Man sieht, Dulichion steht dem übrigen Herrschaftsgebiet des Odysseus nahezu gleichwertig gegenüber. Wo wäre aber, nachdem die grösseren Inseln sämtliche verteilt sind, nachdem von ihnen ausdrücklich gesagt wird, dass sie keine guten Wiesen haben, noch Raum für ein solches Gebiet, wenn nicht auf dem Festland? Dort aber weist alles auf die Mündungsebene des Acheloos hin.

So steht unserer Annahme tatsächlich in der Odyssee nichts entgegen, als die anfangs zitierten Verse *ι* 21—26 (*α* 246 = *π* 123 = *τ* 131 formelhaft wiederholt); doch nur scheinbar. Wer diese Verse mit den entsprechenden des Schiffskatalogs vergleicht, dem springt sofort in die Augen, dass in B klare, in *ι* unklare Vorstellungen vom Westen Griechenlands vorliegen. Die Gelehrten sind allmählich darüber einig, dass die Verse in *ι* eine falsche Orientierung enthalten: *πρὸς ζόφον* heisst, wie der Gegensatz *πρὸς ἠῶ τ᾽ἠέλιόν τε* lehrt,

»gegen Westen«. Ithaka kann aber höchstens die äusserste Insel »gegen Norden« genannt werden, wenn man die kleinen Inseln nicht rechnet und Leukas als Halbinsel ausscheidet. Es ist das ein uralter Orientierungsfehler, den wir durch das ganze Altertum (cfr. Liv. 33,17 Leucadia — paeninsula erat occidentis [für septentrionis] regione artis faucibus cohaerens Acarnaniae) bis auf die neueste Zeit verfolgen können.*)

Wie die geographische Lage Ithakas aufgefasst wird, ersehen wir aus φ 346 f., wo es in Gegensatz gestellt ist zu den übrigen Inseln, die mehr Elis zu liegen. Es liegt in der Tat weiter von Elis entfernt als Zakynthos, weiter auch als Kephallenia, und so kommt der Dichter dazu, die Insel Ithaka als *πανυπερτάτη εἰν ἁλί* zu bezeichnen. Der Zusatz *πρὸς ζόφον* verrät den Ostgriechen, der mit Ithaka nur die allgemeine Vorstellung verknüpft, dass es die letzte griechische Station im fernsten Westen ist, von wo aus die Fahrt ins weite unbekannte Westmeer angetreten wird. Kephallenia rechnet für ihn nicht, denn die letzte Station auf dieser Insel, Same, liegt noch südlich von ganz Ithaka d. h. dem von Osten Kommenden näher, also für den Ostgriechen scheinbar östlich. So erklärt es sich von selbst, warum in den ältesten Teilen der Odyssee Ithaka als die äusserste Insel gegen Westen, die andern Inseln alle östlich davon gedacht werden.

Auch sonst finden wir in den Versen ι 21—26 unklare Vorstellungen. So entspricht einerseits die Angabe *ἀμφὶ δὲ νῆσοι πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν* der Wirklichkeit: das langgestreckte Ithaka, auf beiden Seiten vom Meer bespült (*ἀμφίαλος*), ist auch »auf beiden Seiten« von Inseln umgeben, von Same auf der einen, von Krokyleia und Aigilips auf der andern Seite nur durch schmale Meeresteile getrennt; die Echinaden im Osten um Dulichion bilden einen ganzen Inselschwarm; der Kreis ist auf der Südseite durch Zakynthos geschlossen und bleibt nur nach Nordosten offen.**)

---

*) s. hierüber Partsch, Kephallenia S. 56 f., Goessler, Leukas-Ithaka S. 39 f.
Auch Herodot verstand Homer so, wie die Umbildung des Ausdrucks in *πρὸς ἠῶ τε καὶ ἠελίου ἀνατολάς* beweist, I 201, III 98, IV 44, VII 58, an letzter Stelle im deutlichen Gegensatz zu *πρὸς ἑσπέρην* gebraucht (vergl. auch κ 190 ff.).

**) Die Übersetzung Goesslers (S. 33): »Um Ithaka (Leukas) herum liegen viele Inseln ganz nahe bei einander, dann Dulichion und Same und das waldige Zakynthos« ist so gewaltsam und so sichtlich der Insel Leukas auf den Leib geschnitten, dass sie mit der Gleichung Ithaka-Leukas von selbst hinfällig wird, zumal da Goessler auffallenderweise nicht den geringsten Versuch macht, sie zu rechtfertigen. V. 24 ist und bleibt daher die Apposition zu V. 23, d. h. von den zahlreichen westgriechischen Inseln, Echinaden und Taphische Inseln eingerechnet, werden nur die drei grössten vom Dichter mit Namen genannt, zur Orientierung seiner ostgriechischen Zuhörer, bei denen er die Kenntnis der Namen der kleinen Inseln nicht voraussetzen kann. Das *τε—τε—καί* scheint mir das *ἀμφί* illustrieren zu sollen, indem ich daraus entnehmen zu dürfen glaube, dass der Dichter sich Same gegenüber der einen, Dulichion gegenüber der andern Langseite Ithakas gedacht hat, Zakynthos aber auf der dritten Seite, der mit *ζόφος* bezeichneten genau entgegengesetzt. Zu dieser Auffassung stimmt auch β 65, wo die Ithakesier ermahnt werden: *ἄλλους τ' αἰδέσθητε περικτίονας ἀνθρώπους*, was im folgenden Vers zum Überfluss noch erklärt wird mit: *οἳ περιναιετάουσιν*. Ithaka ist hier also in Übereinstimmung mit ι 22, im Gegensatz aber zu ι 25 f., in der Mitte des Reiches des Odysseus liegend gedacht: wie es ja auch δ 845, δ 671 u. ο 29 nur durch einen schmalen Sund von Same getrennt erscheint und auf der andern Seite das Festland nicht weit entfernt ist ξ 100, υ 187.

Trotzdem wird in offenkundigem Widerspruch zu dem in V. 22 richtig gebrauchten ἀμφί in V. 26 durch ἄνευθε eine in Wirklichkeit nicht vorhandene Scheidung vorgenommen, als ob Ithaka so ausgesprochen πρὸς ζόφον läge, dass die andern alle, einschliesslich Same, ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε, »entfernt von Ithaka östlich« anzusetzen wären. Wir haben hierin, wie gesagt, eine perspektivische Täuschung des Ostgriechen vor uns.

Endlich ist auch die Bezeichnung χθαμαλή nicht recht verständlich. Das Wort heisst »niedrig«; aber mit mehr Recht heisst Ithaka sonst immer »felsig« und »schroff« (κραναή, τρηχεῖα), denn es ragt bis 808 m steil aus dem Meere empor: ἐν δ' ὄρος αὐτῇ ἀριπρεπές hat es kurz vorher ganz richtig geheissen. χθαμαλή kann die Insel also nur heissen entweder im Vergleich zu dem überragenden Massiv von Kephallenia (bis 1620 m hoch), das von der Ferne gesehen, die Insel fast zu erdrücken scheint (Partsch Kephallenia S. 37), oder weil es »niedrig im Meer«, d. h. nahe dem Festland liegt, Strabo X, 2, 10. (Dörpfeld Mélanges Perrot S. 86 f., Goessler S. 34 ff.). Auch das heute noch so genannte Ithaka liegt ja »niedrig im Meere«, d. h. nicht fern vom Lande, besonders wenn man Leukas, von dem es nur 10 km entfernt liegt, als altes Festland in Anspruch nimmt.

Bei einem Dichter, der so unklare Vorstellungen von Ithaka und den jonischen Inseln hat, kann es nicht überraschen, dass er Dulichion irrtümlich für eine Insel hält und unter die jonischen Inseln einreiht. Dieser Irrtum blieb bei der anerkannten Pietät der Epigonen stehen und erstarrte zur Formel. Und so war es der klassischen Zeit nicht mehr möglich, den wahren Sachverhalt aufzuklären; sie suchte umsonst nach der »Insel« Dulichion; denn eine solche hatte im eigentlichen Sinne des Wortes auch in homerischer Zeit nicht existiert.

So kommen wir durch die Analyse der geographischen Anschauungen über Ithaka und Dulichion in der Odyssee zu folgendem Resultat: Die Unklarheit in den ältesten Partien legt die Vermutung nahe, dass der Kern des Gedichtes im Osten, in Kleinasien, entstanden ist, zu einer Zeit, wo man dort erst ganz allgemeine, im einzelnen noch ungenaue Vorstellungen vom fernen Westen besass. Dulichion erscheint hier noch als Insel östlich von Ithaka. Auf der andern Seite zeigen die jüngsten Partien ebenso wie der Schiffskatalog schon alle wünschenswerte Klarheit über Westgriechenland und darüber hinaus, wie er einem seefahrenden und Kolonien gründenden Volke geziemt. Dulichion erscheint hier als Land bei den Echinaden Elis gegenüber gelegen, ohne zu den Echinaden zu zählen oder Insel genannt zu werden; vielmehr sind die Echinaden als Teil des Reiches von Dulichion gedacht. In der Mitte steht der Dichter, dem wir im wesentlichen die heutige Gestalt des Gedichtes verdanken (Wilamowitz, homerische Untersuchungen; Reisch, serta Harteliana S. 157 ff.); er hat die alten, überkommenen Verse, soweit er sie für seinen Zweck brauchen konnte, möglichst unverändert übernommen; in den neugedichteten Partien aber beweist er, dass er selbst eine bessere, vielleicht gar auf Autopsie beruhende Ortskenntnis besass (vgl. auch Seeck, die Quellen der Odyssee S. 306 ff.).

Heutiger Zustand des Acheloosdeltas.





Mutmaßlicher Zustand in homerischer Zeit.

II.

(Vergleiche hierzu die beigegebene Karte.)

Auch die Dulichionfrage scheint mir im Grunde ein erdgeschichtliches Problem zu sein.

Die Mündungsebene des Acheloos, wo wir Dulichion suchen, ist angeschwemmtes Land, im Lauf der Jahrtausende vom Flusse selbst in seichtem Meere aufgebaut. Der Acheloos heisst schon bei Hesiod (Theog. 340) Ἀργυροδίνης. Oberhummer (Akarnanien S. 15 A.) versichert aus eigener Anschauung: »Ein Glas Wasser, frisch geschöpft, hat eine Färbung wie Milchglas.« Nach dieser Farbe seines Wassers wird der Fluss heutzutage Aspropotamo »der weisse Strom« genannt. Ein so stark mit Sinkstoffen geschwängertes Gewässer ist ganz besonders geeignet zur Neuland- und Deltabildung.

Die aufbauende Tätigkeit des Acheloos lässt sich auf der beigegebenen Karte leicht erkennen. Die älteste Strandlinie des Festlands verlief vom See von Aitolico in Aitolia bis zum See Trypodolakkos in Akarnania dem Fuss des Gebirges entlang, das der Fluss in engem Durchbruchstale von Norden nach Süden spaltet. Die genannten Seen sind durch das Alluvium des Acheloos, das sich hornförmig zwischen beiden nach Süden und Südosten ins jonische Meer vorschob, unter sich und vom Meere getrennt und in Sümpfe oder seichte Lagunen verwandelt worden. Aus der trennenden Alluvialebene ragen in schachbrettartiger Aufstellung da und dort vereinzelte Felsberge empor, die man noch deutlich als ursprüngliche Inseln erkennt. Sie haben die Sinkstoffe des Flusses aufgehalten und sind so allmählich mit dem Festland verwachsen. Die jährlichen Überschwemmungen häufen immer höhere Schlammschichten zwischen ihnen auf.*)

Für die Dulichionfrage, die wir für eng verknüpft mit der Geschichte des Acheloosdeltas halten, ist es vor allem wichtig, die einzelnen Perioden der Neulandbildung daselbst zeitlich festzulegen. In neuerer Zeit ist trotz eindringlicher Umfrage kein Beispiel einer Neubildung von Land bei der Acheloosmündung bekannt geworden; die Strandlinie scheint überhaupt seit dem Altertum nicht mehr weiter vorgerückt zu sein (Oberhummer S. 16). Der Grund hiefür mag einerseits darin liegen, dass die Grenze der Flachsee

*) Bursian, Geogr. von Griechenland, Leipzig 1862, I 120 f., Neumann-Partsch, physikalische Geogr. v. Gr., Breslau 1885, S. 350 f.

vom Allnvium schon im Altertum erreicht wurde und die beträchtliche Meerestiefe vor der heutigen Acheloosmündung ein weiteres Anwachsen erschwert. Andererseits arbeitet dem Flusse auch »die langsame Senkung« entgegen, »in welcher die ganze Küste seit dem Altertum begriffen zu sein scheint«, wie schon Oberhummer (Phönizier in Akarnanien, München 1882 S. 36) angibt. Negris*) zieht es vor, von einer Hebung des Meeresspiegels zu sprechen. Dieses Ansteigen des Meeres, das nach Negris' Beobachtungen seit römischer Zeit etwa 3 m beträgt, hält seither der aufbauenden Tätigkeit des Flusses die Wage und staut den Strom, so dass er sich vor seiner Mündung winden muss; ja es mögen bereits wieder einige Verluste an Land zu verzeichnen sein. Strabo (X 2,2 p. 450) gibt die Entfernung der Stadt Oiniadai von der Acheloosmündung auf 70 Stadien an; sie ist jetzt in gerader Linie gemessen sogar etwas geringer (Bursian I 106 Anm.). Sodann betragen die von ihm (X, 2,21 p. 459) angegebenen Masse der Lagune Kynia gerade die Hälfte der Lagune von Missolunghi, mit der jene identisch sein muss (Bursian I 129; Oberhummer S. 20). Es scheint also ein beträchtlicher Teil des seitlichen Gebietes der Acheloosebene, dort wo die Aufschüttung durch Überschwemmungen des Flusses nicht so konstant und erfolgreich wirken konnte, wieder unter Wasser geraten zu sein. Auch die Acheloosmündung hat anscheinend seit Strabos Zeit keine weitere Vorwärtsverschiebung mehr erfahren, ja sie ist eher vielleicht etwas zurückgewichen. Hierzu stimmt das Zeugnis des Pausanias (VIII 24,11) aus der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Damals fiel es bereits auf, dass die Anschwemmung des Acheloos keine weiteren Fortschritte mehr machte, und man fragte nach dem Grund dieses Stillstandes, ohne jedoch diese Frage befriedigend beantworten zu können. Dies war aber gewiss keine plötzlich aufleuchtende Erkenntnis, sondern muss eine lange Reihe von Jahren und Jahrzehnten beobachtet worden sein, bevor die alexandrinische Gelehrsamkeit davon Notiz nahm. Wir kommen durch diese Erwägung wiederum etwa bis zur Zeit Strabos zurück. Um Christi Geburt also, nehmen wir an, hatte die Acheloosebene ihre grösste Ausdehnung erreicht; damals begann die Periode des Stillstands und Rückschritts der Strandlinie; es ist das genau die gleiche Zeit, wo dieselbe Aufwärtsbewegung des Meeresspiegels die Halbinsel Leukadien endgiltig vom Festland trennte; nur begann dort diese Epoche gleich mit Überschwemmung sich bemerkbar zu machen, weil dort kein schlammführender Fluss die Transgression des Meeres aufhielt.

Gehen wir dagegen um 4—5 Jahrhunderte über Chr. Geb. zurück, so erfahren wir, dass damals das Acheloosdelta noch in sichtbarer Zunahme begriffen war. Herodot sagt (II 10) vom Acheloos: *ῥέων δι' Ἀκαρνανίης καὶ ἐξιεὶς ἐς θάλασσαν τῶν Ἐχινάδων νήσων τὰς ἡμισέας ἤδη ἤπειρον πεποίηκε* »er habe bereits die Hälfte der Echinaden landfest gemacht«, allerdings stark übertreibend, wie ein Blick auf die Karte lehrt; und Thukydides (II 106):

*) Plissements et dislocations de l'écorce terrestre en Grèce, Paris 1901. — Régression et transgression de la mer depuis l'époqne glaciaire jusqu' à nos jours: Revue universelle des mines de Liège 1903 III. 3 p. 249. — Nouvelles observations sur la dernière transgression de la Méditerranée: Comptes Rendus de l'Académie des sciences. Paris 1904 Nr. 5 p. 379 s.; s. Anhang.

μέγας ὢν ὁ ποταμὸς προςχοῖ ἀεὶ καὶ εἰσὶ των νήσων αἳ ἠπείρωνται, ἐλπὶς δὲ καὶ πάσας οὐκ ἐν πολλῷ τινι ἂν χρόνῳ τοῦτο παθεῖν; τό τε γὰρ ῥεῖμά ἐστι μέγα καὶ πολὺ καὶ θολερόν, αἵ τε νῆσοι πυκναὶ καὶ ἀλλήλαις τῆς προσχώσεως τῷ μὴ σκεδάννυσθαι ξύνδεσμοι γίγνονται, παραλλὰξ καὶ οὐ κατὰ στοῖχον κείμενοι, οὐδ᾽ ἔχουσαι εὐθείας διόδους τοῦ ὕδατος ἐς τὸ πέλαγος. »Wenn er anschwillt, schwemmt der Fluss unausgesetzt Land an, und einige Inseln sind landfest geworden; auch ist zu erwarten, dass in nicht allzuferner Zeit alle dieses Schicksal erleiden dürften. Denn die Strömung ist gewaltig und wasserreich und führt Schlamm, dazu liegen die Inseln dicht bei einander und halten gegenseitig das Angeschwemmte zusammen, so dass es sich nicht verteilen kann, da sie schachbrettartig und nicht in einer Reihe liegen und so dem Wasser den geraden Weg ins Meer verlegen«. Diese Stelle setzt eine ganz andere Verteilung von Land und Wasser voraus, als seit Strabos Zeit vorliegt. Heutzutage liegt vor der Acheloosmündung keine Insel mehr im Wege; die schachbrettartig (***παραλλὰξ***) aufgestellten Inseln hat er hinter sich gelassen und mündet nun ins freie, tiefe Meer.

Die von Herodot und Thukydides bezeugte Erscheinung wird auch von Späteren erwähnt (Scylax 34. Strabo X 2,19 p. 458. Eustathius comm. p. 431). Doch lässt sich daraus noch nicht mit Sicherheit schliessen, wie lange nach Thukydides die Neulandbildung noch anhielt. Wir sind aber zum Glück in der Lage, ihre Fortschritte in griechischer Zeit an zwei markanten Punkten zu verfolgen, an der Insel Artemita und der Stadt Oiniadai.

Artemita wird von Strabo (I 3,18 p. 59) als Beispiel einer landfestgewordenen Echinade angeführt. Vergl. auch Plinius IV (1,2) 5: amnis Achelous Artemitam insulam assiduo terrae invectu continenti adnectens. Stephanus von Byzanz bezeichnet sie, vermutlich nach Artemidor's Angabe (ca. 100 v. Chr.), noch als Halbinsel und zitiert einen Vers aus Rhianos Thessalica (3. Jahrh. v. Chr.), wo sie noch als Insel erscheint. Die auffallende Neubildung hat sich also zwischen dem 3. und 1. Jahrh. v. Chr. vollzogen. Wenn Oberhummer (S. 23) Recht hat, dass die alte Insel Artemita in der Höhe Chanovina nördlich von der heutigen Acheloosmündung zu erkennen ist, so hat sich seit Strabo ihr Zustand nicht mehr wesentlich verändert; die Anhöhe bildet noch immer den Westrand des Alluviums.

Oiniadai ist die Hauptstadt der unteren Acheloosebene in griechischer Zeit. Die Zeit ihrer Gründung ist unbekannt, doch scheinen weder Name noch Mauerreste auf die sog. »mykenische Zeit« zurückzuweisen. Der Ort empfahl sich nicht nur durch seinen felsigen Boden mitten in den Sümpfen des Acheloosdeltas, sondern auch durch eine geschützte, nach Norden offene Hafenbucht. Heuzey (le Mont Olympe et l'Acarnanie, Paris 1860) hat eine genaue Beschreibung mit Zeichnungen und Plan der umfangreichen Ruinen von Oiniadai veröffentlicht. Man ersieht daraus, dass die gewaltige Ringmauer der Stadt auch diese Bucht umschliesst, ja an ihrem Eingang zu einem förmlichen Vorwerk verstärkt ist; in den Felsgrund eingehauene Docks und Reste von Quaianlagen lassen vollends keinen Zweifel, dass wir hier den ursprünglichen Stadthafen vor uns haben, dem Oiniadai Dasein und Blüte verdankte. Dieses erscheint noch bei Thukydides (II 102, 3: *κεῖνται δὲ καὶ τῶν νήσων*

τῶν Ἐχινάδων αἱ πολλαὶ κατάντικρὶ Οἰνιαδῶν) als Küstenstadt, wir dürfen deshalb annehmen, dass vielleicht damals noch ein direkter Zugang zur See vorhanden war. Scylax 34 sagt aber bereits von Oiniadai: *εἰς ταύτας ἀνάπλοος ἐστὶ κατὰ τὸν Ἀχελῷον.* Bei Strabo (X 2. 21 p. 459) erfahren wir den Grund hierfür: die Meeresbucht nördlich von Oiniadai, in welche der Hafen der Stadt mündete, war zum Binnensee Melite geworden und durch eine Nehrung von einem halben Stadion Breite vom offenen Meer getrennt; es hängt diese Veränderung offenbar mit der Landfestwerdung der am Eingang dieser alten Meeresbucht anzusetzenden Insel Artemita zusammen. Damit war der alte Stadthafen entwertet und höchstens noch für die Fischerboote der Lagune brauchbar; der eigentliche Zugang zu Schiff musste durch den Acheloos genommen werden; die Flussufer im Süden der Stadt bildeten einen Ersatz für den unbrauchbar gewordenen Nordhafen. Die Nehrung der Lagune Melite bildet wohl heute noch die Strandlinie; die Lagune selbst aber ist durch die allwinterliche Überschwemmung des Acheloos in einen Sumpf verwandelt, der im Sommer fast trocken liegt.

Die an Artemita und Oiniadai beobachtete Erscheinung reicht natürlich auch bis in die mythische Vorzeit zurück. Wir müssten das annehmen, auch wenn es nicht besonders bezeugt wäre. Aber die Sage vom Muttermörder Alkmaion ist so eng mit dieser auffallenden Neulandbildung verknüpft, dass kein Zweifel mehr über das hohe Alter dieses Vorgangs möglich ist. Alkmaion von den Erinyen verfolgt, wird nach dem Spruch des delphischen Orakels erst dann erlöst, wenn er ein Land findet, das zur Zeit der Begehung seines Mordes noch nicht vorhanden war. Er kommt an den Acheloos und findet hier das verheissene Neuland, wo er, von den Erinyen befreit, sich ansiedelt. (Thuk. II 102, 5. Apollodor III 7, 5. Paus. VIII 24.) Das von ihm besiedelte Neuland lag nach Thukydides in der Umgegend von Oiniadai.

Wir sind damit der Lösung des uralten Vexierrätsels »Wo steckt Dulichion?« ganz nahe gekommen. Wir können jetzt die mutmassliche Gestalt des Acheloosdeltas in mythischer Zeit konstruieren. Das Schwemmland muss damals soeben das kleine Felseneiland erreicht haben, auf dem das spätere Oiniadai liegt; der Strom hatte also, wie die Karte zeigt, bereits drei felsige Strandinseln unter sich und mit dem Festland durch eine breite Ebene verbunden. Vermutlich ergoss sich der Fluss noch in drei Mündungsarmen zwischen ihnen hindurch in das flache Meer hinter den noch übrigen Echinaden. Eine der damals schon landfest gewordenen Inseln, die grösste der ganzen zahlreichen Gruppe, hat die längliche Gestalt, welche der Name Dulichion (vom homerischen Adj. *δολιχός* »lang«), »Langeland«, voraussetzt; ich meine damit den inselartigen Bergzug, der den Acheloos nach seinem Austritt aus dem Gebirge im Westen begleitet. Von dieser ursprünglichen Insel ging vermutlich der Name auf die Deltainsel, der sie in homerischer Zeit angehörte, über, schliesslich auf die ganze Acheloosebene, ja auf das ganze Reich, das von Dulichion aus beherrscht wurde. Die homerische Hauptstadt ist entweder an der Hafenbucht des späteren Oiniadai zu suchen oder viel-

leicht besser an der alten Westküste nördlich davon, am Westufer des eigentlichen »Langeland«.*)

Diese auf erdgeschichtlichem Wege aufgebaute Hypothese vermag auch den Zustand der Überlieferung über Dulichion, wie er bei Homer vorliegt, begreiflich zu machen. Es ist nun nicht mehr verwunderlich, dass Dulichion in den ältesten Partien eine Insel genannt wird und dass diese ungenaue Bezeichnung von den Späteren nicht verbessert worden ist. Freilich ist die Fläche der alten Deltainsel nicht ganz halbsogross wie Ithaka, die ganze für homerische Zeit erschlossene Acheloosebene kaum ebensogross; dafür war sie durchweg kulturfähiges Land, weizen- und wiesenreich, sobald der Lauf des Flusses im Zaum gehalten wurde. Dass dies in vorgeschichtlicher Zeit geschehen ist, besser und erfolgreicher vielleicht als in geschichtlicher Zeit, dafür bürgt die Sage vom Kampf des Herakles mit dem Acheloos, wobei der Fluss ein Horn verlor und dafür das Füllhorn der Amaltheia erhielt, das von Speise und Trank überquoll. Schon die Alten legten diesen Mythus ganz richtig aus: die Regulierung des Flusslaufs in mythischer Vorzeit machte aus dem sumpfigen Delta eine fruchtbare Marschlandschaft (Strabo X 2,19 p. 458 u. 459, Eustathius comm. p. 431; Apollodor II 7,5; Diod. IV 35,3).

Alles das würde, glaube ich, immer noch nicht die auffallend grosse Freierzahl rechtfertigen, die Homer für Dulichion in Anrechnung bringt; wir müssen zu ihrer Erklärung den Inselschwarm der Echinaden, der das alte Dulichion umlagerte, heranziehen. Wir zählen für homerische Zeit schon nach Oberhummers Karte mindestens 23 Felseninseln vor der Acheloosmündung, dazu 4 damals bereits landfestgewordene; eine genaue Untersuchung der Acheloosebene wird die Zahl der landfestgewordenen Inseln (8) noch vermehren. Rechnen wir dazu die gewiss schon in jener frühen Zeit in Bildung begriffenen flachen Sandinseln vor der Acheloosmündung, so wird die Zahl der Echinaden einem halben Hundert näher kommen. So geraten wir auf die Vermutung: Sollte nicht die grosse Freierzahl aus Dulichion zugleich ein Spiegelbild des Inselschwarms der Echinaden sein, der sie mit entsandte?

Die Alten haben bekanntlich die Spur Dulichions verloren (das ist bei Dulichion nicht Hypothese, sondern zu erklärende Thatsache). Auch das nimmt uns jetzt nicht mehr wunder, nachdem wir uns klar gemacht haben, welch gründliche Veränderungen schon im griechischen Altertum mit dieser Landschaft vorgegangen sind. Wir müssen allerdings eine Unterbrechung der Tradition vor der Gründung der Stadt Oiniadai annehmen; die Annahme eines Völkerschubs hat aber hier auf dem Festland und von Süden her, wo zudem Nachrichten über Einwanderung peloponnesischer Stämme vorliegen (Homer B 629, Strabo X 2,14 p. 456, Apollodor II 5,5, Paus. V 1,8), weit weniger Bedenken als die Annahme einer Einwanderung von Nordosten her auf die hiegegen durch die hohen Gebirgsketten und unwirtlichen Hochländer von Epirus hinlänglich geschützten jonischen Inseln. Auch haben sich schwache Anzeichen erhalten, dass auch in alexandrinischer Zeit da und dort die richtige Erkenntnis dämmerte. Wenn sich Strabo (X 2,19 p. 458) und Stephanus von

*) Spuren alter Siedelungen nördlich von Oiniadai erwähnt Heuzey, le Mont Olympe et l'Acarnanie, S. 457.

Byzanz (s. v. ***Δουλίχιον***) an den Anklang im Namen der Echinade ***Δολίχα*** (wahrscheinlich die heutige Insel Makri) halten und deshalb Dulichion nnter den Echinaden suchen, wie Herodian II S. 893 (Lentz), so ist nur ihre Begründung falsch (Dolicha gab's im griechischen Gebiet wie bei uns »Langenau«, »Langenburg« u. dergl., sehr viele; so gibt es auch eine Stadt ähnlichen Namens auf Kephallenia; Ptolemaeus erwähnt diese beiden nicht, weiss aber noch zwei andere anzugeben). Ebenso scheinen diejenigen auf der richtigen Spur gewesen zu sein, die unter den Freiern aus Dulichion einen **Θόας** (alter Name des Acheloos, Strabo X 2,1 p. 450. Steph. Byz. s. v. ***Ἀχελῷος***), ***Καλυδωνεύς***, ***Ἀκαρνάν*** und ***Κεραός*** aufführten (Apollodor, epitoma 7,27).

Asteris.

I.

(Vergl. hierzu die beigegebene Skizze.)

Das kleine Felseneiland Asteris wird nur an einer Stelle der Odyssee genannt, als der Punkt, den die auf Telemach lauernden Freier als Operationsbasis benützen. Der Leser der Odyssee beachtet das bescheidene Inselchen kaum, jedenfalls ahnt er nicht die weittragende Bedeutung, welche es für die Geographie der Odyssee haben kann. Dies wurde mir selbst erst völlig klar, als die ursprünglich geplante kritische Anmerkung sich mir unter der Hand zu einem Aufsatze erweiterte. Ich weiss wohl, dass man mit dem dürftigen Material, das über die Insel vorliegt, keine zwingenden Beweise führen kann. Ich möchte daher nur den Nachweis führen, dass die weitverbreitete Voreingenommenheit gegen die Existenz dieser Insel weder im homerischen Text noch in der Wirklichkeit begründet ist.

Asteris wird nur δ 846 erwähnt; die Verse (δ 844—847) lauten:

ἔστι δέ τις νῆσος μέσσῃ ἁλὶ πετρήεσσα,
μεσσηγὺς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης,
Ἀστερίς, οὐ μεγάλη· λιμένες δ᾽ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ
ἀμφίδυμοι· τῇ τόν γε μένον λοχόωντες Ἀχαιοί.

»Es liegt eine felsige Insel mitten im Meer zwischen Ithaka und dem schroffen Samos, Asteris, nicht sehr gross; bergende Häfen sind darin auf beiden Seiten; dort warteten auf ihn lauernd die Achäer.«

Der Dichter bezeichnet aber an anderer Stelle (δ 671 = ο 29) den Ort, wo er die Freier dem Telemach auflauern lässt, noch genauer:

ἐν πορθμῷ Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης.

»Im Sunde, den Ithaka mit dem schroffen Samos bildet.«

Bisher konnte man darüber kaum im Zweifel sein, dass der Dichter damit den Sund zwischen dem heutigen Ithaka und Kephallenia im Auge habe, der einen ganz ausgesprochenen Meerstrassencharakter trägt; man findet zwischen den jonischen Inseln nirgends seinesgleichen, so dass eine Verwechslung oder Vertauschung unmöglich erschien. Schon die Alten haben daher in diesem Sund das Inselchen Asteris angesetzt. Nach dem Vorgang Apollodors (Aristarch's Schüler), der einen grossen Kommentar über den Schiffskatalog verfasste, scheint die alexandrinische und byzantinische Gelehrsamkeit hierin einig gewesen zu sein. (Niese, Rhein. Museum 32, 1877 S. 267 ff.) Strabo X 2,16 p. 456 schreibt: **μεταξὺ δὲ τῆς Ἰθάκης καὶ τῆς Κεφαλληνίας ἡ Ἀστερία νησίον. Ἀστερὶς δ᾽ὑπὸ τοῦ ποιητοῦ λέγεται.** Ebenso Herodianns Technicus (coll. Lentz, Lps. 1867) I 100: **Ἀστερὶς . . . νησίον μεταξὺ Κεφαλληνίας καὶ Ἰθάκης· λέγεται δὲ καὶ Ἀστερία,** und I 298: **ἔστι καὶ νησίον Ἀστερία μεταξὺ Κεφαλληνίας καὶ Ἰθάκης. Ὅμηρος Ἀστερίδα ταύτην φησίν** (= Stephanus

von Byzanz, s. v. *Ἀστερία*). Endlich Niketas Choniates (rec. Bekker, Bonn 1835, S. 114 Z. 15 f.) II p. 58 *η Ἀστερὶς αὕτη οἶμαί ἐστιν ἥν φασιν οἱ πάλαι κεῖσθαι μέσον Ἰθάκης καὶ τῆς τῶν Κεφαλλήνων τετραπόλεως.* Asteris wurde also bis ins Mittelalter im Sunde zwischen dem heutigen Ithaka und Kephallenia in einem Inselchen wiedererkannt, das noch immer Asteria hiess. Da nun in jenem Sund überhaupt nur eine Insel zu finden ist, nämlich das kleine Felseneiland Daskalio, so stehen wir einfach vor dem Dilemma: Asteris ist entweder Daskalio oder es ist überhaupt nicht.

Die letztere Lösung, Asteris einfach als dichterische Erfindung zu bezeichnen, ist allerdings die bequemste; damit ist man jeder weiteren Diskussion überhoben. Wenn aber selbst ein so scharfer Kritiker wie Wilamowitz (homerische Untersuchungen S. 25) die Frage offen lässt, ob nicht gar Asteris real sei, und unumwunden zugibt, dass der Dichter von δ »von dem wirklichen Sunde zwischen Same (Kephallenia) und Ithaka allerdings eine Vorstellung hat«, wenn wir endlich auch sonst Strabo's Nachrichten als zuverlässig erprobt haben, so ist es gewiss berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob sich nicht doch die These rechtfertigen lässt: Daskalio = Asteris.

Der Hauptgegner ist natürlich Dörpfeld. Wenn Strabo recht hat, so ist damit auch die Ithakafrage gegen Dörpfeld entschieden.

Dörpfeld macht nun aus der Not eine Tugend. Er sagt (Mélanges Perrot S. 89): »als letzten und zugleich besten Beweis für die Richtigkeit meiner Theorie will ich die Insel Asteris anführen«. (S. 90:) »Die Lage von Daskalio ist augenscheinlich höchst unpassend und unzweckmässig, um einem von Pylos kommenden Schiffe aufzulauern ..... Bei unserm Ithaka (Leukas) passt dagegen nicht nur die allgemeine Schilderung des Hinterhaltes der Freier ganz ausgezeichnet, sondern in der Meerenge zwischen Ithaka (Leukas) und Same (Thiaki) liegt in der Tat eine Insel (Arkudi), die sich vorzüglich zum Auflauern eignet und sogar wirklich einen Doppelhafen besitzt.« Arkudi ist die Insel nordöstlich vom heutigen Ithaka (Thiaki), die wir mit Kiepert und Oberhummer als homerisches Krokyleia bezeichnet haben. Indem Dörpfeld diese Insel als Asteris in Anspruch nimmt, glaubt er die Wage vollends zu Gunsten seiner »Insel« Leukas-Ithaka neigen zu können. Die Wichtigkeit, die er diesem Argument beilegt, rechtfertigt es, bevor wir Dörpfelds Bedenken gegen Daskalio entkräften, unsere Bedenken gegen Arkudi ausführlicher darzulegen, auch noch nachdem wir den Grundirrtum, der des Gedankens Vater war, widerlegt zu haben glauben. Es wird sich zeigen, dass auch dieser Teil der Dörpfeld'schen Beweisführung nicht so einwandfrei ist, wie er glaubt.

Das homerische Asteris liegt in einem *πορθμός*. Die gewöhnliche Bedeutung dieses Wortes war bisher unbestritten: »Meeresstrasse, Sund«. Der schmale Meeresarm, der um Christi Geburt allmählich an Stelle des Isthmus von Leukas trat und Leukas zur Insel machte, wird von Strabo *πορθμός* genannt (*ἦν ποτε μὲν ἰσθμός, νῦν δὲ πορθμὸς γεφύρᾳ ζευκτός* X, 2,8 p. 452); auch der Euripus, die Meeresteile zwischen Salamis und dem Festland und der Hellespont heissen *πορθμός* (Michael, das homerische und das heutige Ithaka S. 14). Wenn man von einem *πορθμός* zwischen zwei Inseln spricht, so ist also darunter eine langgestreckte, schlauchartige Meerenge zu verstehen, die

sich bis zu Strombreite verengert. (Stephanus s. v. **πορθμός**: facile traici potest, ὁ **στενὸς πόρος τῆς θαλάσσης** Eust.; **στενὸν θαλάσσης** Hesych.). Ein Blick auf die Karte genügt, um festzustellen, dass das kleine Felseneiland Daskalio in einem solchen Sund liegt, Arkudi aber nicht. Die Anhänger Dörpfelds sehen sich deshalb genötigt, dem Worte **πορθμός** eine neue Bedeutung unterzulegen. Gallina (Zeitschr. für d. österr. Gymn. 1901 S. 101) schreibt: »**πορθμός** ist gleichbedeutend mit **πόρος**; **πόρος** aber bedeutet nicht immer Furt oder Sund, sondern auch im allgemeinen Pfad oder Weg zu Wasser und zu Land.« Goessler (S. 50) geht noch weiter und sagt kurzweg: »Wasserweg, das heisst **πορθμός**, verwandt mit **πόρος** *μ* 259 = Bahn des Meeres, und nicht Sund.« Was in aller Welt heisst dann aber auf Griechisch Sund? Auch darauf weiss Goessler eine Antwort; S. 50 lesen wir: »Strabo aber verstand unter dem Isthmus den Kanal zwischen der Insel (Thiaki) und ihrer westlichen Nachbarin (Kephallenia)« d. h. den Sund in dem Daskalio liegt. Also nicht **πορθμός** heisst Sund, sondern **ἰσθμός!***) So müssen klare griechische Wörter ihre Bedeutung wechseln, damit Dörpfeld Recht behält.

Dörpfeld glaubt auf Arkudi alle in der homerischen Beschreibung gegebenen Merkmale von Asteris wiederzuerkennen. Entscheidenden Wert legt er auf den einen »Doppelhafen«, der an der Ostseite der Insel liege. Er schreibt Mélanges Perrot S. 90: »Der tatsächlich vorhandene Doppelhafen ist dadurch gebildet, dass ein kleines an der Ostseite liegendes Inselchen mit der Hauptinsel durch einen natürlichen Molo verbunden ist; zu beiden Seiten des letzteren sind dadurch gute Häfen entstanden: **λιμένες ναύλοχοι ἀμφίδυμοι** Od. IV, 846.« Dörpfeld heisst diese Bildung mit Recht einen Doppelhafen und spricht von ihm stets in der Einzahl. Und doch scheint Homer von einer Mehrzahl von Häfen, ja von einer Mehrzahl von Doppelhäfen zu sprechen, vorausgesetzt, dass Dörpfelds Übersetzung von *ἀμφίδυμοι* richtig ist. Das Wort *ἀμφίδυμοι* wird aber auch so erklärt, dass die Häfen von Asteris nicht an einer Seite der Insel zu suchen sind, sondern »an beiden Seiten« (cfr. Ameis-Hentze zu *δ* 847). Wo bleibt vollends dann die gerühmte Übereinstimmung mit Homer?

Schliesslich glaubt Dörpfeld mit Hilfe des von Telemach auf Athenes Rat gewählten Heimwegs von Pylos nach Ithaka, »mathematisch beweisen zu können, dass Arkudi das homerische Asteris sein muss« (Mélanges Perrot S. 91). Um diese kühne Behauptung auf ihre Berechtigung zu prüfen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Athene sagt *ο* 28 ff. zu Telemach:

> *μνηστήρων σ' ἐπιτηδὲς ἀριστῆες λοχόωσιν*
> *ἐν πορθμῷ Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης,*
> *ἱέμενοι κτεῖναι πρὶν πατρίδα γαῖαν ἱκέσθαι . . .*
> *ἀλλα ἑκὰς νήσων ἀπέχειν εὐεργέα νῆα,*

*) Partsch, Leukas S. 5 A. 3 weist mit Grammatikerstellen nach, dass *ἰσθμός* ebenso bestimmt nur »Landenge« bedeuten könne, wie *πορθμός* der unzweideutige Ausdruck für »Meerenge« sei: »in der ganzen griechischen Literatur dürfte keine Stelle aufzutreiben sein, an der *ἰσθμός* Meerenge hiesse«.

νυκτὶ δ' ὁμῶς πλείειν· πέμψει δέ τοι οὖρον ὄπισθεν
ἀθανάτων ὅς τίς σε φυλάσσει τε ῥύεταί τε.
αὐτὰρ ἐπὴν πρώτην ἀκτὴν Ἰθάκης ἀφίκηαι,
νῆα μὲν ἐς πόλιν ὀτρῦναι καὶ πάντας ἑταίρους,
αὐτὸς δὲ πρώτιστα συβώτην εἰσαφικέσθαι.

»Die Edelsten unter den Freiern lauern dir wachsam auf im Sunde, den Ithaka mit dem schroffen Samos bildet, und trachten dich zu töten, bevor du die Heimat erreichst. Aber halte das wohlgezimmerte Schiff von den Inseln fern und fahre bei Nacht ununterbrochen weiter. Es wird dir von hinten Fahrwind senden einer der Unsterblichen, der Dich behütet und schirmt. Aber sobald du das nächste Gestade Ithakas erreicht hast, so entsende das Schiff und alle Gefährten zur Stadt; du selbst aber begib dich zuerst zum Schweinehirten.«

Wie der Dichter diese Anweisung verstanden wissen will, können wir noch genau feststellen; wir brauchen nur nachzusehen, wie Telemach diese Anweisung auslegt und zur Ausführung bringt: ο 296 ff. Das Schiff fährt noch abends von Pylos ab; dann heisst es weiter:

δύσετό τ' ἠέλιος σκιόωντό τε πᾶσαι ἀγυιαί·
ἡ δὲ Φεὰς ἐπέβαλλεν ἐπειγομένη Διὸς οὔρῳ,
ἠδὲ παρ' Ἤλιδα δῖαν, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί.
ἔνθεν δ' αὖ νήσοισιν ἐπιπροέηκε θοῇσιν
ὁρμαίνων, ἤ κεν θάνατον φύγοι ἦ κεν ἁλοίη.

»Da ging die Sonne unter und es dunkelte allerwege. Das Schiff fuhr auf Pheai zu, unter Zeus' Fahrwind dahinschiessend, und an dem herrlichen Elis entlang, wo die Epeier herrschen. Von hier steuerte er weiter, hinüber zu den spitzigen Inseln, von banger Sorge erfüllt, ob er wohl dem Tode entrinne oder erliege.«

Mit der Morgenröte kommt Telemach nach Ithaka (ο 495). Dort steigt er aus (wie man annehmen muss, der Anweisung gemäss, an der Südspitze) und schickt die Gefährten mit dem Schiff allein zur Stadt voraus. Er selbst schreitet zur nahen Hütte des Eumaios, wo eben in der Morgendämmerung das Frühstück bereitet wird, π 2.

Die beiden Stellen ergänzen sich gegenseitig so vollkommen, dass seither deren Erklärung keine ernstliche Schwierigkeit zu bereiten schien. Pheae, Elis, an denen Telemach zunächst entlang fährt, sind allgemein bekannt. Dann setzt er über zu den **νῆσοι θοαί.** Wer diese ausgesprochene Küstenfahrt auf der Karte verfolgt, dem kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, wohin sie führt: an die Ecke Ätoliens. Dort liegen die Echinaden, zu denen auch die Insel Oxia rechnet, die letzte der im übrigen landfestgewordenen **νῆσοι Ὀξεῖαι** Strabos. Nichts scheint natürlicher, als diese **Ὀξεῖαι** mit den **Θοαί** Homers zu identifizieren, zumal da die Etymologie von **θοός** (= **ὀξύς**) diese Hypothese unterstützt.*) Wenn daher Strabo (VIII 3,26) schreibt: **θοὰς δὲ εἴρηκε τὰς ὀξείας· τῶν Ἐχινάδων δ' εἰσὶν αὗται, πλησιάζουσαι τῇ ἀρχῇ τοῦ Κορινθιακοῦ κόλπου καὶ ταῖς ἐμβολαῖς τοῦ Ἀχελῴου** (ebenso X 2,19), so bestätigt er bloss, was man ohnehin vermuten müsste: die **νῆσοι Θοαί** sind an der Ecke Ätoliens zu suchen, es sind die »spitzigen Inseln« der Acheloosmündung. Diese sind weithin sichtbar und typisch für das Landschaftsbild. »An der Ecke von Nordgriechenland, am Eingang des korinthischen

*) s. Oberhummer, Akarnanien S. 22 A. 1. Hauptstelle ι 327 **ἐθόωσα** »ich spitzte«.

Golfes gelegen, sind sie ein Markstein für die Schiffahrt.« (Oberhummer S. 21.) Diese charakteristische Inselgruppe nimmt sich also Telemach bei seiner Küstenfahrt zum Richtpunkt, um dort angelangt den Kurs zu ändern und direkt auf die Südspitze Ithakas loszusteuern. Der Zweck dieses Manövers ist ganz klar: es handelt sich darum, den im Sunde zwischen Ithaka und Kephallenia lauernden Freiern zu entgehen. Der nächste Weg hätte nicht Elis entlang, sondern an der Ostküste von Kephallenia hin geführt; auf diesem Weg erwarten ihn aber die Freier. Deshalb rät ihm Athene (o 33) ἑκὰς νήσων zu fahren; es ist klar, vor welchen Inseln Athene warnt, es sind das Same (Kephallenia) und Ithaka, die sie ja kurz vorher (o 29) ausdrücklich genannt hat. Die Göttin schreibt ihm damit den Weg vor, den er dann auch tatsächlich eingeschlagen hat: er soll den Inseln fernbleiben heisst, er soll so lange als irgend möglich am Festland hin nordwärts fahren, um dann von Osten her auf Ithaka loszusteuern, aus einer Richtung, von wo er nicht erwartet wird und wo er durch das Gebirge von Ithaka gegen Sicht gedeckt ist. Dabei ist sehr wohl zu beachten, dass die vorgeschriebene Strecke genau dem entspricht, was ein kleines Segelboot in einer Nacht bei besonders günstigem Wind, für den ja Athene zu sorgen verspricht, zu leisten vermag.

Die Heimreise Telemachs spielt sich also bei Homer gleichsam vor unsern Augen mit aller wünschenswerten Klarheit ab und verrät einen Dichter, der mit den Küsten und Inseln, sowie mit den Entfernungen im Westen Griechenlands wohl vertraut war. Ein Missverständnis des Textes scheint ausgeschlossen, da er sich selbst erklärt und daher jeder unbefangene Leser ihn ganz von selbst in der angegebenen Weise sich zurechtlegen muss.

Ernstliche Schwierigkeiten entstehen erst, wenn man sich darauf kapriziert, Leukas als Ithaka, Arkudi als Asteris nehmen zu wollen. Dieser Theorie zuliebe nimmt Dörpfeld zunächst (Mélanges Perrot S. 91) zu folgender Annahme seine Zuflucht: »Dem Rat der Göttin folgend steuert Telemachos in der Tat nach Anbruch der Nacht sein Schiff zu den Inseln hinüber, fährt aussen um Kephallenia herum, erreicht bei Anbruch der Morgenröte das erste Vorgebirge von Leukas (Kap Leukatas) und rudert in die anstossende Bucht (jetzt Vasiliki) hinein.« Dörpfeld verzichtet also darauf, unter den νῆσοι θοαί bestimmte Inseln zu vermuten. Wir erfahren durch Reissinger (S. 393 A.): Dörpfeld meint nach brieflicher Mitteilung: »θοός als Attribut von Schiffen bezeichne »sich bewegend, schwimmend«.*) Das befriedigt

*) Dies wird neuestens von Dörpfeld öffentlich bestätigt (Südwestdeutsche Schulblätter 12, 1905 Nr. 2 S. 50): »Ich glaube meine Theorie dadurch verbessert zu haben, dass ich neuerdings unter den νῆσοι θοαί (o 299) die Montague-Rocks der englischen Seekarten verstehe, die an der Überfahrtsstelle (πορθμός) zwischen dem Vorgebirge von Elis und der Insel Kephallenia liegen und vermutlich früher über dem damals niedrigeren Meere sichtbar waren. Solche mitten im Meere liegenden Felsen, die sich zu bewegen scheinen, weil die Wellen beiderseits an ihnen vorüberlaufen, konnten leicht dasselbe Attribut θοαί wie die Schiffe erhalten.« Dörpfeld begegnet sich mit dieser neuesten Ansicht mit Bérard, les Phéniciens et l'Odyssée I S. 138 ff. Dann muss er aber auch die Gleichsetzung θοός = ὀξύς gelten lassen. Bérard schreibt S. 141 über die Roches Montague: »ce nom est la transcription du vieux nom vénitien Monte Acuto.« Übrigens ist diese neueste Route immer noch nicht vereinbar mit der Anweisung der Athene ἑκὰς νήσων zu fahren, weshalb Dörpfeld sich ebendaselbst ausdrücklich zur Athetese von o 10—42 bekennt.

selbst Reissinger nicht und er erklärt »die hell leuchtenden Inseln«. Goessler (S. 51) will darin »rasch vorheieilende« Inseln erhlicken. Ich glaube, bei dieser Uneinigkeit im Lager Dörpfelds hat der alte Strabo mit seiner Erklärung θοός = ὀξύς noch immer den ersten Anspruch, gehört zu werden. Wie dem auch sei, hier muss zunächst festgelegt werden, was aus Dörpfelds oben zitierten Worten nicht ganz klar hervorgeht: die Inseln, zu denen Telemach von Elis hinüberfährt, sind für Dörpfeld und seine Schule nicht die Echinaden, sondern Kephallenia und Thiaki (das heutige Ithaka, nach Dörpfeld das homerische Same); und doch soll er nach dem Rate der Göttin den Inseln fern hleiben. Es ist dies doch eine sonderbare Art, den Befehl der Göttin zu befolgen, und wenn Telemach damit wirklich im Sinne Athenes handeln sollte, so ist zum mindesten das seltsam, dass die Göttin ihren Rat in so unklaren und missverständlichen Worten erteilt hat.

Betrachten wir aber den Weg, den Dörpfeld und seine Verteidiger dem Telemach vorschreiben, so vermehren sich die Bedenken. Der Weg von Pheae um Kephallenia nach Leukas führt nicht an der Küste von Elis entlang, sondern an die Ostküste von Zakynthos hinüber. Für denjenigen, der den weiten Bogen um Kephallenia machen will, ist es ein doppelter Umweg, noch vorher lange der Küste von Elis zu folgen. Man weicht doch entweder rechts oder links von seinem Kurs ah, und doch nicht das eine und das andere; man fährt doch nicht erst einen Bogen nach rechts aus, um zum Bogen nach links auszuholen. Durch diesen doppelten Umweg würde zudem der ohnehin schon für die kurze Nachtfahrt ganz unverhältnismässig weite Weg von Pylos nach Leukas so sehr gedehnt, dass man zur Annahme gezwungen wäre, dass der Dichter von den tatsächlichen Entfernungen gar keine Ahnung gehaht habe, eine Annahme, zu der sich Dörpfeld selbst nie und nimmer entschliessen könnte.

So hat sich denn Dörpfeld trotz des Widerspruchs seiner Anhänger unterdessen dazu veranlasst gefühlt, seine Auslegung zu ändern. Wie Reissinger S. 394 mitteilt, »fasst jetzt Dörpfeld ἑκὰς νήσων etwas anders auf als eben entwickelt ist; Telemachos solle sich von allen Inseln fern halten, solle in der Mitte zwischen ihnen durchfahren, nicht an ihren Küsten entlang, wie es gewöhnlich, namentlich bei Nacht geschah; so werde der unnütze Weg vermieden.« Auch Goessler spricht S. 52 von dem »Weg zwischen den Inseln durch, aher fern von ihnen, wie Dörpfeld neuestens ἑκὰς νήσων auffasst.« Und er weiss weiter zu berichten: »Andeutungsweise sei noch hinzugefügt, dass Dörpfeld jetzt in Konsequenz seiner Gleichsetzung Theoklymenos = Athene (s. o. S. 51) die im Traume dem Telemach gegebene Vorschrift der Athene nicht mehr für alt hält.« Dörpfeld hat dies unterdessen öffentlich hestätigt (s. S. 41 Anm.). Soweit also musste es kommen, dass auch Dörpfeld zu dem letzten Ausweg seine Zuflucht nimmt, zur Athetese.



Übersichtskarte über den mutmasslichen Zustand der Westküste Griechenlands und der jonischen Inseln in **homerischer** *Zeit.*

Masstab 1 : 1 250 000.

nach Kiepert.

II.

Nachdem die Schwierigkeiten aufgezeigt sind, die sich der Gleichung Arkudi-Asteris entgegenstellen, kehren wir zu den Bedenken zurück, die gegen die Identifizierung Daskalios mit dem homerischen Asteris laut geworden sind.

Dörpfeld findet vor allem die Lage von Daskalio »unpassend und unzweckmässig, um einem aus Pylos kommenden Schiff aufzulauern.« Zu diesem Zweck »hätten die Freier vernünftiger Weise an die Südspitze der Insel gehen müssen« (Mélanges Perrot S. 90). Goessler (S. 50) entwickelt diesen Einwand breiter: »Daskalio liegt viel zu weit nördlich, um von hier aus dem Telemach aufzulauern oder gar mit Erfolg ihn zu hindern, an der Südseite, wo er ja landen muss, wenn er zu Eumaios will, auszusteigen.« Dieser Einwand, vollends in dieser Formulierung, ist völlig unbegründet. Wo steht denn zu lesen, dass die Massregeln der Freier passend und zweckmässig waren? Wussten sie denn etwas von der Absicht Telemachs, bei Eumaios auszusteigen, dass man verlangt, sie hätten dem Rechnung tragen sollen? Die ganze Dichtung von der Landung Telemachs setzt doch gerade das voraus, dass sie die Südspitze nicht bewachen. Dieses offenkundige Ungeschick der Freier ermöglicht es ja erst der Athene, Telemach unangefochten heimzubringen.

Ganz so albern war indessen der Plan der Freier im Grunde doch nicht. Wie konnten sie von vornherein damit rechnen, dass er gewarnt sein könnte? Sie setzten natürlich voraus, dass er ahnungslos auf dem geraden Wege einhersegle, also von weitem sichtbar mitten in der Meeresstrasse auftauchen werde, an deren nördlichem Ende mit Partsch die Hafenbucht des homerischen Ithaka anzusetzen ist. Indem sie den nördlichen Ausgang bewachten, glaubten sie ihn in dieser Sackgasse, wo ein Entweichen nach drei Seiten unmöglich erschien, sicher zu fangen. Zu diesem Zweck war Daskalio-Asteris nicht einmal so übel gewählt. Wenn sie von dort aus das am Ufer Ithakas hinrudernde Boot der Genossen Telemachs erst im letzten Augenblick entdecken, als es in den auf gleicher Höhe gelegenen Hafen einbiegt, so ist das allerdings ein weiteres Zeichen der Schwäche ihrer Position, die vom Dichter beabsichtigt ist, erklärt sich aber auch daraus, dass sie ihr Augenmerk nach der Mitte des Sundes richteten und nach einem Segelboot ausspähten und so das unscheinbare Ruderboot am Lande zu spät beachteten.*)

*) Bei dieser Sachlage ist aber überhaupt kein Ort zu finden, gegen den der Einwand nicht erhoben werden könnte, er sei unpassend und unzweckmässig gewählt; denn die Dichtung setzt dies ja gerade voraus. Dieser Einwand lässt sich daher mit derselben Berechtigung auch gegen Arkudi erheben; wir können ihn mit Goesslers eigenen Worten zurückgeben: »Arkudi liegt viel zu weit südöstlich, um von hier aus dem Telemach aufzulauern — er fährt ja nach G. um Kephallenia herum — oder gar mit Erfolg ihn zu hindern, an der Südseite von Leukas, wo er ja landen muss, wenn er zu Eumaios will, auszusteigen.« Das sind Dinge, über die zu streiten sich wahrlich nicht verlohnt.

Dörpfeld macht in letzter Stunde (Südwestd. Schulbl. 22, 1905 Nr. 2 S. 49) noch weitere Einwände gegen die Lage von Daskalio, welche nicht unwidersprochen bleiben sollen. Er meint, weil Telemach nachts von Pylos nach Ithaka fährt, so müsse er an der Insel Asteris vorübergekommen sein, diese also südlich von Ithaka gelegen haben. Dieser Schluss ist durchaus nicht zwingend. Nachtfahrten sind in der Odyssee nichts seltenes. Telemach ist ja auch bei Nacht nach Pylos gefahren (β 434), gewiss ohne Rücksicht auf die Lage von Asteris. Die Freier warten mit ihrer Abfahrt nach Asteris bis zum Abend (δ 786). Auch die Phäaken fahren erst nach Sonnenuntergang ab (ν 294; ebenso die Phönizier auf Syria ο 471). Bérard (I S. 64 ff.) hat überzeugend nachgewiesen, dass diese Nachtfahrten von den Windverhältnissen bedingt sind. Sie hängen zusammen mit dem ständigen Wechsel zwischen Seewind und Landwind, den man im jonischen Inselmeer in der guten Jahreszeit regelmässig beobachtet. Der Landwind erhebt sich 2—3 Stunden nach Sonnenuntergang und erreicht seine grösste Stärke um Mitternacht. Man begreift jetzt, warum Telemach, die Phäaken und die Freier gleichermassen erst nach Sonnenuntergang abfahren. Für die Lage von Asteris beweist die Nachtfahrt des Telemach also gar nichts. Ebensowenig spricht der Einwand Dörpfelds, dass Daskalio im Angesicht der Stadt Ithaka liege, gegen dessen Identifizierung mit Asteris. Man darf nicht homerischer sein wollen als Homer. Wenn der Dichter Asteris im Sunde zwischen Ithaka und Same ansetzt, so muss Asteris doch von Ithaka aus sichtbar gewesen sein. Dass Asteris auch von der Stadt aus zu sehen war, geht daraus hervor, dass die Freier selbst die Stadt sahen und sehen wollten, weil sie den Zweck verfolgten, die Einfahrt in deren Hafen zu beobachten, was ihnen von den Höhen über derselben nicht so gut möglich war, da die in den Sund vorspringenden westlichen Abhänge des Neriton die Aussicht nach Süden versperren. So sehen denn auch tatsächlich (nach Homer π 322 ff.) die Freier von ihrem Standpunkte aus das Schiff des Telemach in den Hafen der Stadt einlaufen. Dass dieser Standpunkt nicht weit entfernt lag, beweist auch ihre rasche Rückkehr (π 352 ff.). Eumaios hat eben noch Zeit, in Gemeinschaft mit dem Boten der Schiffsbesatzung die Rückkehr des Telemach im Palaste zu melden, da sieht er auf dem sofort angetretenen Rückweg nach seinen Ställen beim Verlassen der Stadt auch schon das Schiff der Freier drunten im Hafen landen (π 472 ff.). Von Heimlichkeit kann da nicht lange die Rede sein, wo Penelope sofort von dem Anschlag erfährt (δ 675 ff.) und ihn ihrem Gesinde mitteilt (δ 722 ff.), wo die Freier vor den Augen der Stadt mit Schilden und Speeren ein- und aussteigen (δ 784, π 474). Also nichts, rein gar nichts widerstreitet bei Homer der Lage von Daskalio; im Gegenteil, alles weist darauf hin, dass wir dort, eben in der Höhe und Entfernung von Daskalio, das homerische Asteris zu denken haben.

Weit gewichtiger sind die Einwände gegen die Natur der Insel Daskalio. Dörpfeld (S. 90) betont das gänzliche Fehlen eines Doppelhafens, Reissinger (S. 393) vermisst eine Höhe zum Ausspähen. Sie stehen damit nicht allein. Schon im Altertum vermisste man die genaue Übereinstimmung des Inselchens mit den Angaben Homers. Strabo (I 3,18 p. 59)

sagt: *καὶ η Ἀστηρία ἤλλακται, ἣν Ἀστερίδα φησὶν ὁ ποιητής· νυνὶ δὲ οὐδ' ἀγκυροβόλιον εὐφυὲς ἔχει·* ähnlich X 2,16 p. 456/7: *ἣν ὁ μὲν Σκήψιος μὴ μένειν τοιαύτην οἵαν φησὶν ο ποιητής,**) Asteris gilt ihm als Beispiel für die Veränderungen, welchen die Erdoberfläche im Lauf der Jahrtausende, welchen vor allem die Küsten und Ankerplätze unterworfen sind. Und Strabo scheint mir auch hier richtig zu urteilen: Die ganze Frage Asteris-Daskalio ist im Grunde eben auch ein erdgeschichtliches Problem.

Beginnen wir mit dem Zustand der Insel, den Homer vorauszusetzen scheint. Aus dem Namen der Insel, aus ihrer Beschreibung und aus der Rolle, die sie in der Dichtung spielt, lassen sich folgende Schlüsse über ihre Natur ziehen. *Ἀστερίς* heisst »Sternchen«. Aus dieser Bezeichnung folgt: 1. dass die Insel sehr klein war, wie sie ja auch ausdrücklich genannt wird (*οὐ μεγάλη δ* 846 »nicht sehr gross«, Litotes = *μικροτάτη* »sehr klein«), 2. dass die Insel eine charakteristische Gestalt hatte, *Ἀστερίς = ἡ ἀστερία νῆσος* »die sternförmige Insel«. Aus der Sternform ergeben sich zwei für die Insel charakteristische Eigenschaften ganz von selbst, denn

a. sternförmig heisst eine Insel, wenn sie mindestens drei strahlenartig vorspringende Vorgebirge hat: vielleicht die *ἄκριες ἠνεμόεσσαι*, in *π* 365;
b. mit dieser Vorstellung ist notwendig die zweite verknüpft, dass zwischen diesen Vorgebirgen Buchten liegen, also die Insel »an beiden Seiten Häfen habe«: *λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ ἀμφίδυμοι δ* 846 f.

Über die Grösse dieser Buchten und die Höhe dieser Vorgebirge ist nichts gesagt; sie sind naturgemäss, da die Insel selbst »sehr klein« ist, ebenfalls sehr klein gedacht. Die *ἄκριες ἠνεμόεσσαι* gestatten offenbar nur eine beschränkte Rundsicht; sonst würde den Freiern das Ruderboot der Genossen des Telemach nicht so leicht entgangen sein. Den *λιμένες ναύλοχοι* aber wird nicht viel zugemutet; sie müssen ja nur das eine Ruderboot der Freier bergen.

Soweit Homer; in der Folgezeit erfahren wir nichts mehr von der kleinen Felseninsel, bis uns Strabo von ihrem Zustand um Christi Geburt Kunde gibt; sie hat sich verändert, heisst aber noch *Ἀστερία*. Es ist nun allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass dieser Name alexandrinischen Ursprungs war und der Insel nach den Homerversen beigelegt wurde. Andererseits aber besteht ebenso unleugbar die Möglichkeit einer ununterbrochenen Tradition, besonders da die Insel in alexandrinischer Zeit nicht *Ἀστερίς*, sondern *Ἀστερία* hiess. Diese Namensverschiedenheit scheint mir zugleich die Veränderung anzudeuten, die mit der Insel selbst vorgegangen war: Die Stern-

*) Die weiteren Worte: *ὁ δὲ Ἀπολλόδωρος μένειν καὶ νῦν, καὶ πολίχνιον λέγει ἐν αὐτῇ Ἀλαλκομενάς, τὸ ἐπ' αὐτῷ τῷ ἰσθμῷ κείμενον* enthalten, wie allgemein angenommen wird, ein Missverständnis. *Ἀλαλκομεναί* (Plut. quaest. gr. 43, nach Stephanus von Byzanz *Ἀλκομεναί*) lag auf Ithaka selbst und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Isthmus, der die Südhälfte mit der Nordhälfte der Insel verbindet. Noch heute liegen dort auf steiler Anhöhe polygonale Mauerreste eines altgriechischen Städtchens. Von besonderer Wichtigkeit ist das Zeugnis des Stephanus, *Ἀλκομεναί, πόλις ἐν Ἰθάκῃ τῇ νήσῳ*, weil diese Worte wahrscheinlich auf denselben Apollodor zurückgehen (s. Niese a. a. O.), so dass lediglich ein Irrtum Strabos vorzuliegen scheint (s. auch Partsch, Kephallenia S. 58 A. 1).

form der Insel war zwar noch erkennbar, aber sie lag bereits nicht mehr so vollkommen vor, wie zur homerischen Zeit, aus dem »Sternchen« war eine »sternähnliche« Insel geworden. Das deutet vielleicht darauf hin, dass Wetter, Wind und Wogen in den 1—1½ Jahrtausenden, die seit der sagenhaften Vorzeit verstrichen waren, die ihnen am meisten ausgesetzten Felsvorsprünge benagt und wesentlich verkleinert hatten; entsprechend mussten dann auch die dazwischenliegenden Buchten als Ankerplätze an Wert für die Schiffahrt abgenommen haben, wie Strabo (I 3,18) bezeugt: ἡ Ἀστερία νυνὶ οὐδ' ἀγκυροβόλιον εὐφυὲς ἔχει.

Diese Entwicklung ist dann seit Strabo jedenfalls nicht stille gestanden, zumal ja auch um Asteris das Meer in gleichem Masse gestiegen sein dürfte, wie um Leukas und Same.*) Dadurch sind die Uferlinien der flachen Insel vollends bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Heutzutage ist Asteris nur noch ein Rumpf ohne Glieder, wie die Besucher des Eilands übereinstimmend berichten.**)

Ich frage nun: Ist eine solche Veränderung in 3—3½ Jahrtausenden, vollends wenn wir auch hier an eine Hebung des Meeresspiegels denken dürfen, etwas so ganz Unerhörtes in der Erdgeschichte, dass man deshalb schon Daskalio den Ruhm absprechen müsste, Homers Asteris gewesen zu sein? Gewiss nicht. Ich möchte, wenn es erlaubt ist, Grosses mit Kleinem zu vergleichen, in aller Kürze auf das Beispiel Helgolands hinweisen, dessen Zusammenschmelzen wir ja kontrollieren können. Im Mittelalter bestand die Insel noch aus zwei hohen Felstafeln, einer weissen und einer roten, die durch einen niederen Steinriegel mit einander verbunden waren. Die Gesamtinsel mag reichlich das Doppelte des heutigen Flächeninhalts umspannt haben. Die weisse Klippe, die noch 1578 fast in gleicher Höhe mit der roten aufragte, hatte ums Jahr 1700 bereits so stark abgenommen, dass sie nur noch so hoch wie ein Heuschober war. Am 1. Nov. 1711 wurde der letzte Rest derselben durch eine hohe Flut umgeworfen und verschlungen. Am Neujahrsabend 1720/21 riss eine Sturmflut den Steinwall durch, der die rote Klippe mit der von der weissen übrig gebliebenen Sanddüne verband. Nach erfolgtem Durchbruche drängten sich die Fluten reissenden Strömen gleich in die entstandene Lücke, dieselbe beständig erweiternd und vertiefend. Heutzutage ist die alte Landverbindung völlig eingerissen, und die Düne liegt stark reduziert als ovales Sandinselchen draussen im Meer, von nahem Untergang bedroht, während die rote Klippe mit ihrem härteren Gestein noch Jahrtausende dem Ansturm des Meeres Trotz zu bieten vermag.†)

Helgoland scheint mir zugleich auch ein geeignetes Beispiel dafür zu sein, was unter einer Insel mit Doppelhafen zu verstehen ist. Noch im Mittel-

*) Partsch, Kephallenia S. 72 berichtet von antiken Mauerresten an der Bucht von Same auf Kephallenia, welche unter das Meer geraten sind: »eine kleine Senkung des Ufers ist hier unbestreitbar«.

**) Dieses Urteil ist, nach unseren Bildern zu schliessen, wesentlich einzuschränken; s. das Titelbild und Abb. 2. S. 49.

†) Diese Angaben sind entnommen aus: Wiebel, Die Insel Helgoland, Untersuchungen über deren Grösse in Vorzeit und Gegenwart, Hamburg 1848; Dincklage-Campe, »Helgoland, unsere Reichsinsel«, Berlin 1904.

alter entsprach es vollständig den Anforderungen, die Homer an Asteris stellt. Die langgestreckten parallelen Felstafeln liefen je im NW. und SO. in »luftige Vorgebirge« aus, von denen man über das Meer Ausschau halten konnte. Dadurch entstanden zwischen den vorspringenden Klippen geschützte Hafenbuchten, der Nord- und der Südhafen, die durch einen trockenen, felsigen Isthmus getrennt waren; sie öffneten sich nach entgegengesetzten Seiten der Gesamtinsel, das treffendste Beispiel für **λιμένες ναύλοχοι ἀμφίδυμοι.** Einige hundert Jahre haben genügt, um diesen Doppelhafen von der Oberfläche verschwinden zu lassen; jetzt ragt nur noch die rote Klippe über das Meer empor, ein Rumpf ohne Glieder. Der Besucher der Insel sucht vergeblich mit dem Auge den Nord- und den Südhafen, den Doppelhafen, von denen die Alten berichten, und würde gar schnell bei der Hand sein, sie ins Gebiet der Sage zu verweisen, wenn die Kunde von ihnen weniger sicher verbürgt wäre.

Ich mache endlich auf zwei weitere Berührungspunkte aufmerksam: Daskalio besteht, wie die weisse Klippe Helgolands aus Kalkstein, der bekanntlich den Einflüssen der Atmosphäre und des Meeres geringen Widerstand zu leisten vermag und daher, Wetter und Wogen ausgesetzt, verhältnismässig rasch zusammenschmilzt. Bei Helgoland wie bei Daskalio scheint die säkulare Senkung der Erosion in die Hände zu arbeiten.*)

Auf der andern Seite bin ich mir wohl bewusst, dass die Wirkung, die das Weltmeer mit Ebbe und Flut und seinen gewaltigen Stürmen hervorbringt, nur mit äusserster Vorsicht mit der eines geschützten Binnenmeeres verglichen werden darf. Diesem Gesichtspunkt scheint mir aber genügend Rechnung getragen zu sein; es handelt sich bei Daskalio ja nur um das Verschwinden ganz kleiner Vorgebirge und entsprechend kleiner Buchten, und wir bringen für diese Veränderung ebensoviele Jahrtausende in Ansatz, als wir bei Helgoland Jahrhunderte beobachten.

Wir kommen daher zu folgendem Schluss: Auch die Einwände gegen die Natur der Insel Daskalio sind zurückzuweisen. Da der heutige Zustand des Felseneilands sich mit Naturnotwendigkeit von dem homerischen wesentlich unterscheiden muss, kann diese Verschiedenheit nicht gegen die Identifizierung mit Asteris ins Feld geführt werden, zumal da dem Dichter unweigerlich auch das Recht eingeräumt werden muss, die in dem Sund zwischen Kephallenia und Ithaka tatsächlich vorhandene Insel nach den Bedürfnissen seiner Dichtung auszuschmücken, vollends mit Eigenschaften, die sich aus ihrem Namen von selbst ergeben.

Es scheint mir also nicht bloss erlaubt, sondern geboten, die Insel Daskalio als das homerische Asteris in Anspruch zu nehmen und die Realität von Asteris als eine der Hauptstützen für die Annahme genauer Ortskenntnis der jüngeren Dichter der Odyssee anzusehen.

---

*) Mit der säkularen Senkung hängen wahrscheinlich auch die fast ununterbrochenen Erdbeben auf Kephallenia zusammen, von denen Partsch S. 27 ff. ausführlich berichtet; diese haben natürlich auch zur Abbröckelung der Küste von Daskalio beigetragen.

III.

Leider fehlt es noch an einer genauen Vermessung der Insel Daskalio und insbesondere der Meerestiefen in ihrer unmittelbaren Umgebung. Am ausführlichsten handelt neuerdings Victor Bérard (les Phéniciens et l'Odyssée, Tome II p. 489 ss.) über die Insel auf Grund eigener Anschauungen und genauer Nachrichten, die ihm der bekannte Lokalforscher von Ithaka, Apotheker M. N. Paulatos, der Verfasser von *Ἡ ἀληθὴς Ἰθάκη* (Athen 1902) geliefert hat. In dankenswerter Weise hat mich Herr Bérard ermächtigt, von seinem Verleger Armand Colin in Paris die Clichés der in seinem Werke veröffentlichten Photographien zu erwerben. So ist der Leser in Stand gesetzt, aus eigener Anschauung auf Grund des exaktesten Materials, das zur Zeit zu haben ist, sich selbst ein Urteil zu bilden.



Abb. 1. DASKALIO.*)

Bérard gibt S. 492 die Länge der Insel auf 150 m, die Breite auf 40 m im Maximum an, die Höhe (S. 491) auf 3 m**); doch scheint mir nach Abb. 1 wenigstens die Erhebung der Insel über den Meeresspiegel eher etwas höher einzuschätzen zu sein. Die Insel ist heute völlig verlassen, doch finden sich

*) Bérard, les Phéniciens et l'Odyssée II 491, Fig. 100.

**) Schliemann, Ithaka (Leipzig 1869) S. 69 gibt noch kleinere Masse an. Der mangelnden Doppelhäfen halber will er lieber gleich eine ganze Insel in der Mitte der Meerenge an deren Südausgang durch Erdbeben und Meereswogen verschwunden sein lassen, als an Daskalio glauben (S. 70).

die Ruinen von zwei Kirchen unter dem Gestrüpp; ein zerfallender Turm krönt die höchste Erhebung. Eine Cisterne und eine Art von Grabhügel aus Steinen gehen vielleicht auf alte Zeiten zurück. Im Mittelalter jedenfalls hat die Insel dauernd Menschen beherbergt, die von der Höhe des Turmes die Meerenge bewacht zu haben scheinen.

Bérards Ausführungen gipfeln in der Annahme, dass der Dichter die Buchten und Vorgebirge des nahen Kephallenia, insbesondere den Doppelhafen der nahen Bucht von Phiscardo in seine Vorstellung von Asteris verwoben habe. Das ist immerhin denkbar, zumal da durch eine leichte Veränderung des Textes die Übereinstimmung mit dieser Annahme hergestellt werden kann; Bérard schlägt S. 483 vor, δ 846 zu lesen: λιμένες δ' ἔπι (statt ἔνι) ναύλοχοι αὐτῇ.*) Nach den Ausführungen des vorigen Abschnittes (Asteris II)



Abb. 2. DASKALIO, SÜDSEITE.**)

sind aber künstliche Mittel gar nicht notwendig, um die Identität von Asteris und Daskalio zu retten. Bérard begeht eben auch den Fehler, dass er nur vom jetzigen Augenschein ausgeht und gar nicht mit den Veränderungen rechnet, die in so langem Zeitraum notwendig eingetreten sein müssen, dass er dazu noch verlangt, Zug für Zug der homerischen Beschreibung müsse in noch vollkommenerem Masse vorhanden sein, als die Dichtung selbst es voraussetzt.

*) Auch Kruse (Hellas II 455) nimmt die Nordspitze von Kephallenia zu Hilfe und erklärt die ganze Halbinsel Erisos für Asteris, dessen Doppelhafen er bei Assos (Westseite!) ansetzt.

**) Bérard, les Phéniciens et l'Odyssée II 492, Fig. 101.

Zunächst kann sich der Leser an der Hand der Abb. 2 u. 3 selbst davon überzeugen, welch günstigen Standpunkt man auf der Insel zur Beobachtung des Sundes zwischen Ithaka (l.) und Kephallenia (r.) einnimmt. Beide Photographien geben den Blick von Daskalio südwärts gerade in der Richtung, aus der die Freier Telemachs Segelbarke erwarteten. Er konnte ihnen hier, wenn er ahnungslos mitten im Sund dahersegelte, unmöglich entgehen. Bérards eigene Worte (S. 493) bestätigen, dass Daskalio eine treffliche Warte darstellt: D'ici, l'on surveille tout le canal de Viscardo et la mer libre des deux entrées. Vers le Nord, l'horizon n'est borné que par la Pierre Blanche de Leucade. Vers le Sud, par temps clair, il s'ouvre sans limite jusqu' aux monts côtiers du Péloponnèse.



Abb. 3. DASKALIO, TURMRUINE MIT BLICK NACH SÜDEN.*)

Was man an dieser Warte allein auszusetzen hat, ist ihre unzulängliche Höhe. Um diesem empfindlichen Mangel einigermassen abzuhelfen, wurde im Mittelalter der Turm erbaut, dessen Ruinen noch aufrecht stehen. Sein Vorhandensein ist der beste Beweis für die Brauchbarkeit der Insel für Seeräuber d. h. für Leute ähnlichen Schlages, wie die Freier waren. Die Höhe der Insel war auch nach Homers Dichtung zur vollkommenen Überwachung des Sundes nicht ganz zureichend, wie Bérard richtig erkennt: Le vaisseau de Télémaque, une fois démâté et remorqué par ses rameurs, se faufile sous la masse ombreuse d'Ithaque et échappe aux guetteurs d'Antinoos. Wenn

*) Bérard, les Phéniciens et l'Odyssée II 493, Fig. 102.

aber die Freier von ihrem Standpunkt aus das Boot der Gefährten des Telemach nach dem Willen des Dichters nicht bemerken sollen, so haben wir nicht nötig, sie mit Bérard die nahen Vorgebirge Kephallenias besteigen zu lassen; denn von dort hätten sie ja so vollkommene Rundsicht gehabt, dass ihnen auch ein Ruderboot am Ufer von Ithaka nicht hätte entgehen können.

Endlich muss ich auch hier wieder daran erinnern, dass in dreitausend Jahren die Abtragung des Gesteins durch Wind und Wetter die von Vegetation entblösste Insel merklich erniedrigt haben muss, dass ferner, wenn nicht alles trügt, das Meer um Asteris im gleichen Zeitraum etwa um 4 m gestiegen ist. Dadurch wird für die homerische Zeit eine Höhe der Insel erschlossen, welche auch ohne Turm eine bessere Rundschau ermöglichte als heutzutage. Die Mathematiker können es uns zahlenmässig darstellen, wie bedeutend jeder Meter Erhebung auf einer so vollkommenen Ebene wie der Meeresfläche den Gesichtskreis erweitert.

Über den Strand der Insel berichtet uns Bérard S. 492: L'île présente partout une bordure de roches déchiquetées et de brisants . . . L'extrémité Sud est entaillée d'une double brèche aux flancs d'une langue projetée. Abbildung 2 gibt uns eine genaue Vorstellung von der Südspitze; wir sehen die vom Meer abgebrochenen und zernagten Kalkschichten der Insel kleine Buchten bilden, gerade gross genug, um ein kleines Boot aufzunehmen. Nach Bérards Worten zeigt die Insel »überall«, also jedenfalls auch auf der Nordseite,*) wo die aufgerichteten Kalkschichten ebenfalls senkrecht zum Strande verlaufen, »ausgezackte Ränder und wellenbrechende Vorsprünge«. Ich verstehe deshalb nicht, warum Bérard nicht in diesen die Reste der homerischen Doppelhäfen erkennen will und diesen naheliegenden Gedanken mit der Begründung abweist: Sans largeur, sans profondeur, sans grèves, chacun de ces culs-de-sac ne peut accueillir qu'une ou deux barques. Diese Worte zeigen wiederum die oben gerügten Fehler: Was verlangt denn Homer weiter? Eine ganz kleine Insel kann doch unmöglich grosse Häfen enthalten; er verlangt daher auch nur so viel Raum darin, um das eine Boot der Freier bequem zu bergen. Zuzugeben ist, dass diese »seichten Sackgässchen« heute auch dieser bescheidenen Forderung nicht mehr genügen. Aber ist es nicht bei dieser Küstenformation mehr als wahrscheinlich, dass diese wellenbrechenden Vorsprünge einst grösser waren, um so grösser, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, dass dementsprechend, wenigstens an der Nord- und Südseite des Inselchens, zwischen ihnen sich etwas geräumigere Buchten befanden, vielleicht in sich wieder durch kleinere Vorsprünge je in verschiedene Landeplätze geteilt, dass wir also in den Auszackungen der Insel noch Reste der alten Strahlen des »Sternchens« vor uns hätten, in den Einkerbungen dazwischen aber die Rudimente der Doppelhäfen, die sich auf beiden Seiten, im N. u. S. des Eilands,**) befanden.

*) Dies bestätigt die mir von W. Vollgraf in Utrecht freundlichst zur Verfügung gestellte Photographie der Nordküste; s. Titelbild!

**) Oberhummer (in Pauly-Wissowa unter Asteris) schreibt: Daskalio ist ungefähr 1 Kabel (231 m) lang, flach, niedrig (10' hoch). . . Seichtes Wasser erstreckt sich etwas nördlich und südlich davon (Medit. Pilot. III 302).

Wenn endlich heutzutage die bequemen Anlandestellen fehlen, d. h. sandiger Strand, auf den man die Boote auflaufen lassen kann, wie es die homerischen Seefahrer liebten, so steht dieser Mangel ebensowenig unserer Annahme entgegen, wie die mangelhafte Tiefe des Wassers in den heutigen Buchtresten. Diese Mängel sind die naturgemässe Folge der seit homerischer Zeit erfolgten Transgression des Meeres. Die Buchtenlinien der Vorzeit liegen ja nach unserer oben begründeten Annahme etwa 4 m unter dem heutigen Meeresspiegel; das Meer hat rings von dem alten Strande Besitz ergriffen und sich neue Ufer erobert; seichtes Wasser steht daher zwischen rauhen Ufern über ertrunkenem Strande.

Wir kommen also zum Schluss: sowenig wir dem heutigen Zustand der Insel entscheidendes Gewicht beilegen, sowenig wir vom Dichter verlangen, dass seine Beschreibung irgend einmal bis in jede Einzelheit der Wirklichkeit entsprach, so konstatieren wir doch mit Genugtuung, dass die Insel Daskalio auch heute noch zu der Rolle geeignet wäre, die Asteris in der homerischen Dichtung spielt, und dass zudem Anzeichen vorhanden sind, welche es wahrscheinlich machen, dass die Insel vor dreitausend Jahren die vom Dichter geforderten Eigenschaften noch in weit höherem Grade besass als heutzutage. Daskalio kann daher unbedenklich mit dem homerischen Asteris identifiziert werden.

Homerische Landschaft.

I.

Wer Homer von Jugend auf kennt, dem ist es beim Anblick der griechischen Inseln und Küsten, des griechischen Meeres und Himmels, als beträte er altbekannte, liebe Heimatgefilde. Mit Homer im Herzen in Griechenland zu wandern, ist ein nie versiegender Quell erhebenden Genusses. Unwillkürlich greift man dort immer wieder nach den Büchern der Odyssee und der Ilias; man blättert und blättert, wo man wohl schon diese oder jene Landschaft so anschaulich beschrieben gelesen haben mag. Und man erstaunt, wie wenig man auf den ersten Blick findet, was den modernen Anforderungen an Landschaftsbeschreibung genügen könnte. Man legt des vergeblichen Suchens müde die Bücher weg und betrachtet von neuem Gebirge und Meer, die schillernde Farbenpracht von Wasser, Land und Luft; und wieder fühlt man sich mitten hinein versetzt in die homerische Landschaft. Jetzt kommt es wie eine Offenbarung über uns: diese Landschaft hat Homer nirgends geschildert und doch überall.

Zunächst erkennt man bewundernd den Wert und die Wahrheit der Beiwörter und stereotypen Formeln, mit denen Homer die Natur der griechischen Landschaft so eindrucksvoll dem Leser zum Bewusstsein bringt. Dann erkennt man aber auch staunend, dass wesentliche Züge der homerischen Handlung auf dieser Landschaft beruhen.

Da ist zunächst das Meer, das den Griechenlandfahrer unaufhörlich an seinen Homer erinnert. Auf »feuchten Pfaden« naht er sich in »schnellem, meerdurchfurchendem Schiff«. Auf der einen Seite erstreckt sich die »göttliche Salzflut« uferlos ins Weite, einem »breiten Rücken« vergleichbar; Delphine (**Φ** 22) spielen auf dem »fischreichen Meer« um das eilende Schiff. Auf der andern Seite begrenzt den »unendlichen Pontos« ein abwechslungsreiches Gestade, bald niedrig, flach und sandig, bald hochragend, felsig und klippenreich, an das die wogende See bald plätschernd und rauschend, bald tosend und ächzend anbrandet (**Ψ** 61 ***κύματ' ἐπ' ἠιόνος κλύζεσκον, πολύφλοισβος, πολύκλυστος, ἐρίγδουπος, ἠχήεις, πολυηχής***). Tiefblau wogt das Wasser des griechischen Meers um den Kiel, der schneeweisse Schaummassen darüberspritzt. »Veilchenfarbig« (***ἰοειδής***), nennt Homer das Meer; veilchenblau ist dessen charakteristische Farbe. Seine meist spiegelglatte Fläche »strahlt« (***Π*** 34 ***γλαυκός***) und »glitzert« (***P*** 594 ***μαρμάρεος***) im Sonnenschein und dehnt sich lichtblau in die

Ferne, wo es »luftfarben« (ἠεροειδής) in kaum unterscheidbarer Horizontlinie in den strahlenden Himmel übergeht. Nahe dem Land sieht man oft, besonders des Abends und Morgens, die sich kräuselnden Wellen, vom schiefen Lichte getroffen, in »Purpurfarbe« erstrahlen (πορφύρεος *Λ* 482, *Π* 391, β 428 ἁλιπόρφυρος ζ 53, 306, ν 108). Bei bedecktem Himmel erscheint das Meer noch tiefer blau, so schwarzblau (μέλας *Ω* 79, *Φ* 126, ι 353), dass es genau so dunkel aussieht, wie griechischer Rotwein, den die Griechen selbst »Schwarzen« (μαῦρο) nennen; »weinfarben« (οἶνοψ) nennt es daher Homer mit vollem Recht. Dann erscheint aber auch die Ferne »grau« (πολιός) und »öde« (ἀτρύγετος), Beiwörter, mit denen Homer die trübere Stimmung des griechischen Meeres treffend bezeichnet. Es wird endlich völlig schwarz (μελάνει *H* 64, ἤχλυσε μ 406. ξ 304), wenn sich die finstere Gewitterwolke (κυανέη νεφέλη μ 405) darin spiegelt: ὀρώρει δ' οὐρανόθεν νύξ ι 69, ι 294, μ 315.

Das Meer in seiner wechselvollen Bewegung spiegelt sich bei Homer nicht nur in den Sturmbeschreibungen der Odysee ab; auch die zahlreichen *Gleichnisse* der Ilias enthalten eine Reihe treffend beobachteter Meeresbilder: *B* 144 ff., 209 f., 394 ff., *Δ* 422 ff., *H* 63 ff., *I* 4 ff., *Λ* 297 f., 305 ff., *N* 795 ff., *Ξ* 16. Und es ist als ob Homer bereits etwas von dem empfunden hätte, was wir Modernen den *Stimmungsinhalt der Meerlandschaft* nennen, wenn er den grollenden Priester Chryses schweigend ans brandende Meer gehen lässt (*A* 34). Ich erinnere ferner an den klagenden und trauernden Achilleus, der sich abseits ans Gestade des starkrauschenden Meeres setzt und hinausblickt auf die grenzenlose Fläche der grauen Salzflut (*A* 348 ff.) und dem Spiel der Wellen lauscht (*Ψ* 59 ff.), ein Seitenstück zu dem einsamen Odysseus auf der Insel der Kalypso, wie er von Heimweh erfüllt tagelang tränenden Auges vom felsigen Strand hinausstarrt auf die Öden des Meers (ε 156 ff.).

Unvergänglich und unveränderlich, wie die Reize des griechischen Meers, ist auch die von Homer schon empfundene und geschilderte Schönheit des griechischen *Himmels*, des »eisernen, erzreichen, sternbesäten«. Bewundernd schauen auch wir noch auf zu dem blinkenden Glanz des griechischen Tages, wie zu der »schnellhereinbrechenden, ambrosischen« Nacht, die Mond und Sterne strahlend heraufführt, in der bei der Durchsichtigkeit der südlichen Luft die Sterne vor dem Mondlicht selbst nicht verblassen (*Θ* 555 ff.; vgl. auch *E* 5 f., *X* 26 ff.). Wie zu den Zeiten Homers steigt die »frühgeborene, rosenfingrige, schönthronende Eos im Safrangewande« prächtig über das Meer empor, das Nahen des flammenden Gestirns des Tages verkündend. Endlich kommt die »Sonne Homers« selbst, verscheucht die Nebel der Nacht und verbreitet am unbewölkten Himmel hinwandelnd über Gebirge und Meer die durchsichtige Klarheit ihrer unendlichen Lichtfülle (αἴθρη, αἴγλη, αἰθήρ). Dann das Spiel der Wolken um die Berge (*E* 522 ff.), wie es in der Ilias bedeutungsvoll am Ida (*Ξ* 343, *O* 152) und am Olymp (*E* 749 f., *Θ* 393 f., *N* 523, *Π* 364 f.) beobachtet wird. Wie oft erlebt man in Griechenland, was Homer so schön beschreibt: »Vom hohen Gipfel des gewaltigen Bergs scheucht das dichte Gewölk der blitzesammelnde Zeus, und nun werden sichtbar alle Gipfel, die vorspringenden Höhen und die Täler, vom Himmel her bricht

wieder hervor unsäglicher Glanz« (*Π* 296 ff., cfr. *Θ* 557 f.). In der klaren Luft, in der hellen Beleuchtung ist dem Auge keine Entfernung zu gross; soweit der Blick reicht, liegen die schönen Linien der Gebirge und Inseln deutlich erkennbar vor uns. Daher liegt es dem griechischen Dichter ganz besonders nahe, das Auge der Götter in gewaltige Fernen dringen zu lassen: Poseidon erblickt von den Solymerbergen den Odysseus nahe dem Phäakenlande (*ε* 282 ff.); vom Ida aus sieht man den Olymp, vom Olymp die Troas.

Das Land der Griechen hat den homerischen Charakter nicht so rein bewahrt, wie Meer und Luft. Natürlich sind die Umrisse im wesentlichen dieselben geblieben. Griechenland ist ein vorwiegend gebirgiges Land; das blickt ja bei Homer überall durch. Hohem Gebirge begegnen wir in unzähligen Gleichnissen der Ilias, das Idagebirge ist völlig mit der Handlung verwachsen. Breite Massen zerklüfteter Felsberge steigen jäh aus dem Meer empor, meist bis nahe der Schneegrenze: Erymanthos und Taygetos *ζ* 103, Olymp, Ossa und Pelion *λ* 315 f., Parnass *τ* 394 ff., das winterliche Dodona *B* 750, *Π* 234, Sipylos *Ω* 615. Homer selbst erwähnt den Schnee auf Kretas höchsten Berghäuptern (*τ* 338), auf den Ufergebirgen Thrakiens (*Ξ* 227), auf dem thessalischen Olymp (*A* 420) und auf dem Tmolos bei Sardes in Kleinasien (*Y* 38 ff.); *N* 754 Schneeberg im Gleichnis. Die griechischen Gebirge laufen am Ufer des Meers in jähen Vorgebirgen aus: Athos *Ξ* 229, Lekton *Ξ* 284, Maleia *δ* 514, *ι* 80, Mimas *γ* 172, Geraistos *γ* 177, Sunion *γ* 278, Nerikos *ω* 377, Leukadischer Fels *ω* 11; felsige Vorgebirge in erdichteter Erzählung *ι* 284 f. Lange Insel- und Klippenzüge, die wie die steilen Gipfel ertrunkener Gebirgsketten hoch über das Wasser ragen (Beiwörter *παιπαλόεις, κραναός, τρηχύς, αἰγίλιψ, αἰπύς, εὐδείελος*), setzen sie fort. Zwischen den mächtigen Vorgebirgen öffnen sich weite, z. T. tief ins Land eindringende (*βαθύς B* 92, 560) Golfe, die zu den bergumstandenen, breiten Mündungsebenen der Flüsse führen. Diese charakteristische Landschaft hat der Dichter der Ilias im Auge, wenn er (*P* 263 f.) das reihenweise Heranbrausen der Troer mit der rauschend sich brechenden Brandung am flachen Strand einer Strommündung vergleicht, während die Vorgebirge, die zu beiden Seiten ins Meer vorragen, von den Wogen gepeitscht aufzubrüllen scheinen. In die Handlung verwoben ist diese charakteristische Küstenlandschaft bei der Landung des Odysseus im Phäakenlande, wo er, zuerst gegen die felsigen, jähen Vorgebirge geschleudert, fast das Leben einbüsst, bis er in die Bucht des schönfliessenden Stromes einbiegt, der mit sanften Wellen zurückflutend ihn an sein flaches Ufer rettet (*ε* 398 ff., *η* 281 f.).

Ebenso charakteristisch für die griechische Landschaft, wie die weiten Golfe und die breiten, von hohen Gebirgen eingeschlossenen Flussebenen, sind die zahlreichen engen, wohlgeschützten und tiefen Hafenbuchten, welche überall in die schroffe Felsküste eingesprengt sind (Beiwörter *ναύλοχος, κοῖλος, εὔορμος, πολυβενθής*). Homer beschreibt in der Odyssee zu verschiedenenmalen solche Landungsplätze. Ich erinnere an den Hafen der Ziegeninsel beim Kyklopenland *ι* 136 ff.

ἐν δὲ λιμὴν εὔορμος, ἵν' οὐ χρεὼ πείσματός ἐστιν
οὔτ' εὐνὰς βαλέειν οὔτε πρυμνήσι' ἀνάψαι.

Vom Hafen der Lästrygonen heisst es *κ* 87 ff.

ὃν πέρι πέτρη
ἠλίβατος τετύχηκε διαμπερὲς ἀμφοτέρωθεν,
ἀκταὶ δὲ προβλῆτες ἐναντίαι ἀλλήλῃσιν
ἐν στόματι προὔχουσιν, ἀραιὴ δ'εἴσοδός ἐστιν . . .
. . . οὐ μὲν γάρ ποτ' ἀέξετο κῦμά γ'ἐν αὐτῷ,
οὔτε μέγ' οὔτ' ὀλίγον, λευκὴ δ'ἦν ἀμφὶ γαλήνη.

Wie dieser herrliche Hafen *κοῖλος* genannt wird (*κ* 92), so heisst der Hafen auf Thrinakia *γλαφυρός* (*μ* 305), was wohl auf ähnliche Eigenschaften hindeuten soll. Denselben weitverbreiteten Typus zeigt auch der Phorkyshafen auf Ithaka *ν* 96 ff.

Φόρκυνος δέ τις ἔστι λιμὴν ἁλίοιο γέροντος
ἐν δήμῳ Ἰθάκης, δύο δὲ προβλῆτες ἐν αὐτῷ
ἀκταὶ ἀπορρῶγες, λιμένος ποτιπεπτηυῖαι,
αἵ τ'ἀνέμων σκεπόωσι δυσαήων μέγα κῦμα
ἔκτοθεν · ἔντοσθεν δέ τ'ἄνευ δεσμοῖο μένουσιν
νῆες ἐύσσελμοι.

Man beachte den abwechslungsreichen Ausdruck, der gerade in der Beschreibung der Häfen stereotype Formeln vermeidet. Auch dies entspricht der Wirklichkeit. Trotz aller Übereinstimmung im Grossen und Ganzen bleibt doch jeder Hafen sozusagen ein individuelles Gebilde und wird vom Seefahrer als solches geschaut und im Gedächtnis behalten.

Das griechische Gebirge, im Westen ein direkter Ausläufer des Karst, zeigt neben andern Karstphänomenen auch einen auffallenden Reichtum an Höhlen und Grotten. Auch dieses charakteristische Merkmal spiegelt sich in der Dichtung Homers wieder. In der Ilias ist wenig Gelegenheit zu seiner Erwähnung (*Σ* 402 *ἐν σπῆι γλαφυρῷ* wird Hephaistos aufgezogen, *Χ* 93 *δράκων ἐπὶ χειῇ* im Gleichnis, *Ν* 32 *σπέος εὐρὺ βαθείης βένθεσι λίμνης*), um so häufiger und eindrucksvoller tritt es uns in der Odyssee entgegen. Es leben in Höhlen Kalypso (*α* 15), Phorkys und seine Tochter (*α* 73), Proteus (*δ* 403), die Kyklopen (*ι* 400), Scylla (*μ* 80). Ausführlich beschrieben wird die Grotte der Kalypso (*ε* 57 ff.) und des Polyphem (*ι* 182 ff.). Höhlen am Gestade werden zum bergen der Schiffe, Schätze und Geräte verwandt *κ* 404, 424 auf der Insel der Kirke, *μ* 317 auf Thrinakia.

Das bekannteste Beispiel hiefür ist die ausführlich beschriebene Nymphengrotte auf Ithaka, von der es *ν* 105 ff. heisst:

ἐν δὲ κρητῆρές τε καὶ ἀμφιφορῆες ἔασιν
λάινοι · ἔνθα δ'ἔπειτα τιθαιβώσσουσι μέλισσαι·
ἐν δ'ἱστοὶ λίθεοι περιμήκεες, ἔνθα τε νύμφαι
φάρε' ὑφαίνουσιν ἁλιπόρφυρα, θαῦμα ἰδέσθαι.

Wir erkennen in diesen Versen deutlich die dichterische Ausgestaltung einer der zahlreichen Tropfsteinhöhlen, welche das griechische Kalkgebirge durchsetzen.

Die hohen Gebirge, die schroffen Küsten und Inseln, von denen Homer so oft spricht, werden von ihm immer zusammengenannt mit dem dichten Wald, der sie kröne und ihre Schluchten erfülle. »Waldig, blätterschüttelnd,

schattenspendend« sind ihre ständigen Beiwörter. Dieses charakteristische Merkmal der homerischen Landschaft, der Wald, ist bis auf verschwindende Spuren dem Raubbau der Jahrtausende und den durch Blitzschlag oder von den Hirten teils fahrlässig teils absichtlich herbeigeführten Waldbränden zum Opfer gefallen. Kahl und öde starren jetzt die von Vegetation und Humus entblössten Felsgebirge in die Lüfte. Mit dem Wald ist auch der Wildstand und vor allem der Quellenreichtum der Gebirge und Inseln stark vermindert worden. Die Flüsse sind den grössten Teil des Jahres wasserleer, um im Winter in verheerenden Überschwemmungen die Wasser der Regenzeit nur allzurasch wieder ins Meer zu befördern.

Die Anfänge dieses Übelstandes gehen bis auf homerische Zeit zurück, was wiederum die mit so grosser Anschaulichkeit ausgeführten Gleichnisse der Ilias beweisen. Aber auch die Handlung der Ilias zeigt sich davon beeinflusst.

Wenig beweist noch das Bild des Holzfällens im Gebirgswald, das *Λ* 86 ff., *N* 389 ff., *Π* 482 ff., *P* 743 ff. auftritt; bezeichnender ist, dass Griechen und Trojaner bereits bis ins ferne Idagebirge ziehen, um die gewaltigen Holzmassen herbeizuschleppen, welche die feierliche Verbrennung des Patroklos (*Ψ* 50 ff.) und des Hektor (*Ω* 662 ff.) erfordern. So weit war schon damals in Kleinasien der Wald von der Küste zurückgewichen. Auffallend oft (*B* 455 ff., *Λ* 155 ff., *Ξ* 396 ff., *O* 605 f., *Y* 490 ff.) findet sich der Waldbrand zur Vergleichung herangezogen, so dass man deutlich sieht, dass er ein häufig beobachtetes Schauspiel war. In die Handlung selbst greift ein der gewaltige Präriebrand, den Hephaistos in der troischen Ebene anfacht, um den übergetretenen Skamander durch seine Gluten in das Flussbett zurückzuzwingen: *Φ* 350 ff. Wenn damals schon Menschen und Elemente derart in den Wäldern und unter den Bäumen hausten, so nimmt es uns nicht mehr wunder, dass Griechenland und Kleinasien so wald-, ja so baumlos geworden sind. Die Folgen dieser Verödung scheinen sich schon sehr frühe geltend gemacht zu haben, sonst würde Homer nicht so auffallend oft und ausführlich Überschwemmungen malen. Mehrmals wird das Schlachtfeld verglichen mit einer überfluteten Ebene: *Δ* 452 ff., *E* 87 ff., *Λ* 492 ff., *Π* 384 ff., *P* 747 ff. Auch im Kampf um Ilion spielt der Skamander, der Hauptfluss der Troas, mit seinen überraschenden Fluten eine hervorragende Rolle: er droht den Helden Achilleus zu verschlingen, bis ihn der Gott Hephaistos in seine Ufer zurückzwingt (*Φ* 300 ff.); und nach dem Abzug der siegreichen Griechen zerstört ein neuntägiges Hochwasser der vereinigten Gewässer des Ida Graben und Mauer, welche die Griechen zum Schutz ihrer Schiffe errichtet haben (*H* 461, *M* 4 ff.).

Wir werden daher nicht irre gehen, wenn wir den Zustand der Mündungsebenen in homerischer Zeit uns nicht wesentlich verschieden von dem Anblick denken, den sie heutzutage bieten. Auch der Anblick der Küsten dürfte sich seither nicht mehr wesentlich verändert haben. Der Wald hatte sich bereits auf die hohen Berge zurückgezogen, deren Quellenreichtum er noch bewahrte. Diese Eigenschaft der Gebirge war aber bereits nicht mehr selbstverständlich, sonst würde sie nicht beim Ida beständig hervorgehoben

(πολυπίδαξ). Argos, die Heimat der Danaiden, die bekanntlich im Tartarus ewig Wasser in ein durchlöchertes Fass schöpfen müssen, heisst bei Homer *Δ* 171 πολυδίψιος »das vieldurstige, durstreiche«. Das erinnert schon an den heutigen Zustand: die schwachen Quellen der kahlen Gebirge, welche die dürre Ebene umstarren, vermögen nicht den durstigen Boden von Argos hinreichend zu bewässern, und der Strom der Landschaft, der Inachos, ist daher den grössten Teil des Jahres ausgetrocknet. Das Beiwort πολυδίψιος zusammen mit ἱππόβοτος zeigt uns, dass Argos schon zu Homers Zeiten eine hauptsächlich zur Rossezucht geeignete Steppenlandschaft war. — Quellen werden zwar bei Homer häufig genannt; aber die meisten Stellen gestatten keine weiteren Schlüsse auf ihre Häufigkeit oder Ergiebigkeit (höchstens *Π* 325 schwache Gebirgsquelle im Gleichnis). Dass Quellen als wertvolle Beigabe guter Häfen besonders erwähnt werden (*B* 305 ff. bei Aulis, ι 140 auf der Ziegeninsel, κ 106 beim Laestrygonenhafen, μ 306 im λιμὴν γλαφυρός von Thrinakia) ist vielleicht schon nicht mehr ganz zufällig. Wenn aber einzelne Quellen einen weithin bekannten Namen führen (Hypereia *B* 734, *Z* 557, Messeis *Z* 457, Artakia κ 106, Arethusa ν 408), so liegt die Vermutung nahe, dass ergiebige Quellen in homerischer Zeit bereits ein seltenerwerdendes und daher zunehmender Wertschätzung gewürdigtes Gut waren. Dies würde nicht nur der begonnenen Entwaldung der Gebirge entsprechen, sondern auch auf einen bereits sich lichtenden Baumbestand in den Niederungen schliessen lassen. So war vielleicht die Baumarmut, dieser heute so hervorstechende Charakterzug des griechischen Landschaftsbildes auch Homer bereits nicht mehr ganz fremd.

II.

Treten wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die charakteristischen Merkmale der homerischen Landschaft in die Erörterung der für die homerische Geographie wichtigsten Frage ein: Wie behandelt Homer die bestimmte kontrolierbare Einzellandschaft? so fällt uns zunächst wieder die Anschaulichkeit und charakteristische Schärfe der homerischen Beiwörter ins Auge, welche die genaue Bekanntschaft des Dichters mit den einzelnen Ländern verraten.

Das »vieldurstige, rossenährende« Argos haben wir schon erwähnt. Delphi, als *Πυθώ* bereits »hochheilig« (*ϑ* 80 *ἠγαθέη*) mit seinem *λάινος οὐδός*, heisst *I* 405 *πετρήεσσα* (ebenso *B* 519): wer das öde Felstal Delphis gesehen hat und die senkrecht über der Orakelstätte aufragenden Felswände der Phaedriaden, der wird zugeben, dass »felsig« das bezeichnendste Beiwort ist, das man für diese Landschaft finden kann. Die Insel Lemnos heisst *Ω* 753 *ἀμιχθαλόεσσα* »dampfend, rauchend«, wodurch ihre vulkanische Natur charakterisiert erscheint. So glaube ich das »weizen- und wiesenreiche« Dulichion in der Acheloosebene wiederzuerkennen, der einzigen grösseren, reichlichbewässerten Flussebene im Bereich der Insel Ithaka (s. o. S. 26). Auch Pylos trägt sein Epitheton *ἠμαθόεις* »sandig« mit vollem Recht, sobald man darunter die Küstenlandschaft Triphylien unmittelbar südlich vom Alpheios versteht, der ein sehr charakteristischer flacher Strand vorgelagert ist.*) Ich erinnere endlich an Lacedämon. Es heisst bei Homer »das hohle, schluchtenreiche« (*δ* 1). Man muss, wie Telemach einst, staunend auf dem Burghügel des Menelaos gestanden haben, um die ganze plastische Kraft dieser Beiwörter nachzufühlen. Man steht dort auf der niedersten Stufe der Ausläufer des Parnon, der ostwärts zu hoher Gebirgswand stufenweise aufsteigt. Der sanftströmende Eurotas bespült den Fuss des Burghügels. Jenseits der breiten Flussebene fesselt das Auge die mächtige Gebirgswand des langgestreckten Taygetos (*ζ* 103), dessen vielgezackter Felsrücken sich in der Schneepyramide des Hagios Elias zuspitzt. Davor breitet sich ein sanfterer Zug grüner Vorberge, durch tiefeingeschnittene Schluchten grossartige Durchblicke ins Gebirge freilassend. Und zwischen den beiden imposanten Gebirgen eingebettet liegt lieblich grünend das »hohle« Lacedämon, dessen zahlreiche Dörfer aus Hainen von Fruchtbäumen freundlich hervorleuchten: *ἐρατεινός Γ* 239.

Am meisten interessiert uns die Iliaslandschaft, die Landschaft Troas in Kleinasien. Sie wird durchströmt vom Flusse Skamander, den Homer

*) Bérard, les Phéniciens et l'Odyssée I S. 92—131, erklärt mit ausführlicher Begründung die Ruinen auf Samikon für die Stätte des homerischen Pylos; er gewinnt dadurch nicht nur die richtige Entfernung von Pylos nach Pheae und Ithaka, wie sie die Erzählung von der Heimfahrt des Telemach voraussetzt (s. o. S. 39 ff.), sondern auch einen in der Hauptsache durch Ebenen führenden Landweg nach Sparta (das Alpheiostal hinauf nach einem Pherae nahe dem Alpheios, dann in die arkadischen Ebenen, endlich das Eurotastal hinab). Der Taygetos, den Homer zu ignorieren scheint, obgleich er ihn doch kennt (*ξ* 103 vergl. mit *δ* 1: *κοίλην Λακεδαίμονα κητώεσσαν*) wird auf diese Weise von Telemach umfahren, nicht überschritten. Auch Dörpfeld (»Leukas« Athen 1905) tritt (S. V) dieser Ansicht bei.

bezeichnenderweise auch Xanthos, »den Blonden«, nennt; denn dieser führt auch bei niederem Wasserstand so viel Schlamm mit sich, dass er immer gelbliche Färbung zeigt. Seiner Neigung zu verheerenden Überschwemmungen ist schon gedacht worden; sie ist für den Fluss bis auf den heutigen Tag charakteristisch.

Den Schauplatz der Haupthandlung schildert Homer nirgends. Er setzt vielmehr überall dessen Bekanntschaft voraus. Aber er ist vor allem selbst bis ins einzelne mit dem Schlachtfeld und dessen Umgebung vertraut und komponiert die Handlung genau nach der gegebenen Landschaft. So kommt es, dass, sobald man einmal die Örtlichkeiten, die dem Dichter vorschweben, richtig erkannt hat, sich die ganze Dichtung mühe- und restlos einordnet. Darin liegt der grosse Reiz und immerkräftige Ansporn, der das Studium, aber auch den Streit um die homerische Landschaft nie versiegen lässt. Hier gilt es den Stein der Weisen zu finden, der alle Fragen und Rätsel mit einem Schlage löst.

Bei Ilion ist das endgültig gelungen. Seit den epochemachenden Ausgrabungen Schliemanns und Dörpfelds auf Hissarlik ist kein Zweifel mehr, dass Homer wirklich die Mündungsebene des Skamanders vor Augen hat. Die gewaltige, 5 m dicke Burgmauer, welche 1894 auf Hissarlik zutage trat und mit Hilfe datierbarer Topfscherben ganz bestimmt dem Zeitalter des trojanischen Kriegs zugewiesen werden konnte, beweist das Vorhandensein einer starkbefestigten (*εὐτείχεος*), hochragenden (*αἰπεινή*), mit Toren (*Δ* 34) und Türmen (*εὔπυργος*) versehenen Burg der Vorzeit, genau an der Stelle, wo der Skamander seinen einzigen grösseren Nebenfluss, den Simois, aufnahm: *E* 773 f.

Da hat man nun zu Füssen der Burg ganz deutlich unterscheidbar die beiden durch den Skamander getrennten Schlachtfelder der Ilias. Das eine, das kleinere, zu Füssen der Stadt, hat ungefähr dreieckige Form, indem es einerseits durch die Stadtmauer mit dem skäischen Tor, auf den beiden andern Seiten durch die im Rücken der Angreifer sich vereinigenden Flüsse begrenzt war. Das zweite, grössere Schlachtfeld lag von Ilion aus gesehen jenseits des Skamanders. Es war die ganze grosse Mündungsebene, die sich etwa 12 km tief und 3 km breit am Ufer des Hellespontes ausdehnt. Dahin führte von Troja aus eine Furt (*Ξ* 433 f., *Ω* 692), die beim Grabmal des Ilos über den Skamander führte (*Ω* 349) und den vor Achill fliehenden Troern verhängnisvoll wurde: *Φ* 1 ff.

Dort unten, wo die Flussebene nordwestlich in sanftgeschwungener Buchtlinie ans Meer grenzt (richtig beschrieben *Ξ* 36; nach NW. gelegen *Ψ* 195, 214), standen auf den breiten, sandigen Straud gezogen die Schiffe der Griechen in mehreren Reihen (*Ξ* 30 ff.). In weitem Bogen von Kap zu Kap umstand sie das Barackenlager, in welchem sich die Völker häuslich eingerichtet hatten. Eine Mauer mit Zinnen und Türmen, noch besonders mit Palisaden und Graben bewehrt (*H* 436 ff.), sollte sie gegen die Angriffe von der Landseite schützen. Des Achilleus Schiffe lagen am weitesten draussen am einen Ende des Strands, wohl beim Kap Sigeion, des Ajas Schiffe am entgegengesetzten Ende, also dann am Kap Rhoiteion (*Θ* 224 f. *Λ* 7 f.).

Hier mündete in griechischer Vorzeit der Skamander, dem rechten Uferrand der Ebene folgend. Ein Altwasser, das zu Füssen von Hissarlik die Wasser des Simois in sich aufnimmt, mündet noch immer an dieser Stelle, während der Hauptarm des veränderlichen Stromes sich unterdessen dem jenseitigen Rande der Ebene genähert hat und nun nahe dem Kap Sigeion in den Hellespont mündet. Das Altwasser und das neue Flussbett trennen sich etwa 6 km oberhalb Trojas und lassen zu Füssen der Burg eine kaum merkliche Bodenerhebung zwischen sich. Es ist dies der bei Homer erwähnte *θρωσμὸς πεδίοιο* (*K* 160, *Λ* 56, *Υ* 3), wo die siegreichen Troer, um das Schlachtfeld zu behaupten, zwei Nächte biwakieren (cfr. *E* 256 und *Θ* 490). Die leichte Bodenanschwellung bot nicht nur sumpffreie Lagerstätte, sondern beherrschte auch den Weg vom Strande zur Stadt und insbesondere die dahin führende Skamanderfurt.

Richten wir nun unsere Augen über unsere nächste Umgebung, die Skamanderebene, hinweg in die Ferne, so sehen wir zu unserem Erstaunen rings am Horizont die schönen Götterberge, die uns Homer nennt, alle auf die trojanische Landschaft herüberblicken. Nur der Olympos im fernen Westen ist von Troja aus nicht sichtbar; er ist hinter der Krümmung des Meeres verschwunden. Dafür beherrscht ihm entgegengesetzt die zackige Berglinie des Ida als breite Stufenpyramide den kleinasiatischen Horizont, während die hochragenden Inseln Tenedos, Lemnos, Imbros und Samothrake von Westen her über die griechische Seite des Schlachtfeldes herübergrüssen. Allabendlich zeigt sich in lichter Ferne die Felspyramide des Athos am Meereshorizont.

Dieses grossartige Gebirgspanorama ist bei Homer nirgends beschrieben, und doch weiss er es eindrucksvoll in seine Dichtung zu verweben. Zwischen Imbros und Samothrake, in der Tiefe des Meers, ist die Göttin Thetis bei ihrem Vater Nereus zu Gast, um ihrem geliebten Sohn Achilleus (am Kap Sigeion) stets möglichst nahe zu sein: *Ω* 78 (*Α* 358). Auf dem Idagebirge sitzt der donnerfrohe Zeus, der den Troern Sieg verleiht und die Griechen mit dem Wetterstrahl zu den Schiffen zurückscheucht (*Θ* 76, 133). Die den Griechen hilfreichen Götter bannt er auf den fernen Olymp, wo sie in ohnmächtiger Wut sich jeglichen Eingriffs enthalten müssen (*Θ* 200 ff., 350 ff.). Da blickt einmal Zeus achtlos seitwärts ins Land der rossetummelnden Thraker hinüber (*N* 3 f.). Sofort benützt Poseidon die Gelegenheit und eilt von Samothrake her den Griechen zu Hilfe (*N* 10 ff.). Sein Gespann lässt er in der Meerestiefe zwischen Tenedos und Imbros (*N* 32 ff.) und steigt ans Land. Sobald nun Hera, die Götterkönigin, den Poseidon bei den Schiffen am Lande erblickt (*Ξ* 153 ff.), beschliesst sie, Zeus auf der erhabenen Kuppe des quellenreichen Ida listig in Schlaf zu versenken, damit Poseidon unterdessen Musse habe, den Griechen wacker zu helfen. Sie schreitet vom Olymp (*Ξ* 225) über die schneeigen Berge Thrakiens zum Athos (*Ξ* 229), von dort übers Meer nach Lemnos (*Ξ* 230), wo sie den Schlafgott zum Mitkommen veranlasst. Beide eilen in Wolken gehüllt von Lemnos nach Imbros (*Ξ* 281), von Imbros ans Kap Lekton (*Ξ* 284), von dem aus das Gebirge bis zum Gipfel stufenweise sich erhebend eine wahre Himmelsleiter,

eine Göttertreppe darstellt. Der Wald neigt sich unter ihren Füßen, während sie die Bergstufen des Ida emporschreiten.

So gewinnt durch die Anteilnahme der Götter die ganze Landschaft Leben und hohes Interesse. Wer will im Angesicht der charakteristischen Götterberge rings noch bezweifeln, dass Homer den Schauplatz seiner Gesänge mit eigenen Augen gesehen hat?

Aber noch ein charakteristisches Merkmal aus der Vorzeit ist der troischen Landschaft erhalten geblieben. Das sind die Grabhügel, deren man noch mindestens 10 in der Troas zählt, alle an weithin sichtbarem Ort, meist am Meeresgestade aufgeschüttet, genau so, wie Homer es so häufig besingt. Im letzten Buch der Odyssee erzählt Agamemnon dem Achilleus in der Unterwelt von der goldenen Urne, in welcher sein weisses Gebein vereint mit den Resten des Patroklos ruhe, aber getrennt von dem Staub des Antilochos, und fährt dann fort (*ω* 80 ff.):

ἀμφ' αὐτοῖσι δ' ἔπειτα μέγαν καὶ ἀμύμονα τύμβον
χεύαμεν Ἀργείων ἱερὸς στρατὸς αἰχμητάων
ἀκτῇ ἔπι προὐχούσῃ, ἐπὶ πλατεῖ Ἑλλησπόντῳ.

In der Tat krönt noch heute das Kap Sigeion, wo nach der Ilias des Achilleus Zelte standen, ein mächtiger Grabhügel mit einem bescheidenen Genossen zur Seite. Hier hrachte Alexander der Grosse den Manen des Achilleus seine Huldigung dar. Und drüben am jenseitigen Talhang, am Kap Rhoiteion., ragt ein nicht minder hervorleuchtender Zeuge der Vorzeit auf. Das Altertum verehrte in ihm das Grabmal des Ajas. Der alte Grabhügel lag dicht am Meer; unter Hadrian hatte ihn jedoch die Flut soweit zerstört, dass ein ungeheures Skelett zutage lag. Hadrian liess den ehrwürdigen Gebeinen weiter oberhalb einen neuen, noch grossartigeren Grabhügel aufschütten, der noch heute den Abhang des Vorgebirges ziert (Philostr. Heroica, ed. Kayser S. 137).

Angesichts all dieser beredten Zeugen der Vorzeit kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: Homer hat die Stadt und Ebene der Trojaner genau gekannt; er war mit dem Lauf der Flüsse wohl vertraut. Er hat auch die Grabhügel der Troas gesehen und erblickte in ihnen die Gräber teils fremder Fürsten, die im Kampf um Troja geblieben waren, teils troischer Helden und Ahnen. Er sah die stolzen Mauern, Türme und Tore der zerstörten Stadt, die jetzt wieder dem Schutte der Jahrtausende entstiegen sind, wie er alle die erhabenen Götterberge gekannt hat, die aus lichter Ferne so mäjestätisch auf die troische Landschaft herüberschauen (vgl. Von Rom nach Sardes 2. Aufl. S. 223 ff.).

Man geht daher gewiss nicht zu weit, wenn man auch die andern, vergänglicheren Landmarken der Ilias auf Autopsie zurückführt. Homer sah wohl selbst noch die mächtige Eiche vor dem Skäischen Tor (***E*** 693, ***Z*** 237, ***H*** 22, ***I*** 354, ***Λ*** 170, ***Φ*** 549), die er Zeugin so vieler Heldentaten sein lässt, auf der selbst Götter, wie Athene und Phoibos (***H*** 60), sich als Zuschauer einfinden; sowie den Feigenbaum (***Z*** 433, ***X*** 145) nahe der Doppelquelle (***X*** 147, 208) hinter der Stadt, wo Hektor sein Leben aushaucht. Er sah auf dem hohen Uferhang zur Linken des Schlachtfelds (von griechischer Seite gesehen), über der

Einmündung des Simois in den Skamander, Troja gegenüber dem Meere zu, die Kallikolone (Y 53, 151 vergl. mit Σ 36 und 355), wo sich die den Troern günstigen Götter sammeln; gegenüber auf dem Felshang, der die Skamanderebene vom Meere trennt, nahe dem Kap Sigeion, den Ringwall des Herakles (Y 145), den er den griechenfreundlichen Göttern zum Sitze anweist. Er sah wohl auch noch quer über die Ebene die von Erdbeben und Hochwasser arg zerstörte Schanze (M 4 ff.), welche die Angreifer zum Schutze ihrer Schiffe aufgeworfen hatten. All das wusste man dem Sänger der Ilias im einzelnen zu zeigen, und er versäumte nicht, es sinnvoll in seine Dichtung zu verweben. —

Die Wissenschaft hat sich allmählich mit der Tatsache abgefunden, dass das Ilion Homers entdeckt ist. Niemand leugnet mehr ernstlich die Autopsie des Dichters der Ilias. Damit war aber sofort die Frage brennend geworden: Wie verhält es sich mit den Landschaften der Odyssee? Seither hatte niemand recht an die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit glauben wollen, jetzt erschien es mit einemmal nicht unwahrscheinlich, dass auch sie des nachweisbaren Urbilds nicht entbehrte. Trotz Dörpfeld glaube ich noch immer die Autopsie des Dichters der Odyssee wenigstens für die Insel Ithaka selbst als gesichert betrachten zu dürfen.

Schon 1887 trat Seeck (Quellen der Odyssee S. 306) mit überzeugenden Gründen für folgende Ansicht ein: »Nachdem die Sage ihren Einzug auf die Insel Ithaka selbst gehalten, hat jedes einzelne Moment derselben eine ganz spezielle Lokalfärbung gefunden. Man weiss den Fels und den Quell zu zeigen und zu benennen, an denen die Hütte des Eumaios gestanden hatte, die Bucht, in der Odysseus gelandet war, die Grotte, in der er seine Schätze verbarg, ja vielleicht selbst den Stein, mit welchem Athene sie bedeckt hatte. Und der Sänger, welcher uns diese Kunde übermittelt, hat das alles selbst gesehen. Seine feinen und anschaulichen Schilderungen zeugen von so viel Liebe zu dem Land, von einer so genauen Kenntnis desselben, dass er gewiss, wenn er nicht ein Ithakesier war, so doch lange auf der Insel gelebt haben muss.«

Unterdessen hat sich mehr und mehr die Ansicht durchgerungen und verbreitet, dass die Odyssee zur heutigen Insel Ithaka in einem ähnlichen Verhältnis steht, wie die Ilias zur Skamanderebene. Dieser Anicht schloss sich 1888 Reisch in der 2. Aufl. von Baedekers »Griechenland« an; ihm folgten, durch eingehende Studien auf Ithaka überzeugt, fast gleichzeitig und ganz unabhängig von einander Partsch (Petermanns Mitteilungen, Suppl. 98, Gotha 1890) und Menge (Zeitschrift für das Gymnasialwesen 45, 1891, S. 52). Reisch hat dann seine Ansicht in den späteren Auflagen des »Baedeker« und in einer Abhandlung in den Serta Harteliana (1896) weiter ausgeführt. Die übereinstimmenden Resultate dieser Forscher sind so klar und überzeugend, dass sie seither jedem Besucher von Ithaka das Verständnis der Insel in vollkommen befriedigender Weise erschliessen. Ich selbst habe im Jahr 1894 die Insel drei Tage lang durchstreift und Homers Angaben an Ort und Stelle nachgeprüft. Auch ich kam zu dem Resultat: »Der Dichter der Odyssee hat die Insel gekannt, die er besingt, und es scheinen ihm bei einzelnen Scenen der Sage bestimmte Örtlichkeiten vorgeschwebt zu haben, die noch heute wiederzuerkennen sind« (Von Rom nach Sardes 2. Aufl. S. 184).

Ich habe zum Zwecke dieser Arbeit Ilias und Odyssee in einem Zuge durchgelesen und dabei gewissenhaft darauf geachtet, ob irgend etwas nicht in das Landschaftsbild passe, das noch so lebhaft vor meinem Geiste steht. Ich habe nichts finden können, was der Annahme der Autopsie des Dichters im Wege stünde; ich fühlte im Gegenteil das Verständnis wesentlich gefördert, indem ich die mir bekannte Landschaft im einzelnen mitdachte. Dass der Dichter sich gelegentlich erlaubte, die Entfernungen zu ignorieren (*H* 372—421 allzurascher Wechselverkehr zwischen der Stadt Troja und dem griechischen Lager; *ϱ* 599 allzurascher Wechselverkehr zwischen der Stadt Ithaka und dem Gehöft des Eumaios), ist sein gutes Recht, wie er ja auch willkürlich den Tag verkürzt (*Σ* 239 f.) und die Nacht verlängert (*ψ* 243 ff.). Wie in diesen Kunstgriffen Übereinstimmung zwischen den beiden Gedichten besteht, so kann auch eine übereinstimmende Behandlung des Landschaftlichen in Odyssee und Ilias konstatiert werden.

Auch Ithaka wird zunächst in bezeichnenden Beiwörtern vollkommen zutreffend geschildert. Nur von Ithaka gebraucht werden die Eigenschaftswörter *κραναός* und *ἀμφίαλος*. Das erstere bedeutet »schroff, felsig« und wird in der Odyssee weiterhin damit erklärt, dass Ithaka nicht *ἱππήλατος* »zum Fahren bequem« sei, dass es ihm also an grösseren Ebenen mangle (*ν* 242 ff.). In der That bildet Ithaka einen jäh aus dem Meer emporragenden Felsgrat, der eigentlich nur einen langgestreckten Berg darstellt, dessen höchster Gipfel sich über 800 m direkt aus dem Meer erhebt. Eben diese langgestreckte Gestalt, 30 km lang, nur an einer Stelle 6 km breit, bewirkt, dass Ithaka eigentlich nur zwei Seiten hat, eine Ost- und eine Westseite. Das wird treffend gekennzeichnet durch *ἀμφίαλος* d. h. »auf beiden Seiten vom Meer bespült.« *)

Ithaka als Schauplatz der Handlung wird so wenig wie möglich beschrieben. Homer verfährt dabei in doppelter Weise. Vom Wege abliegende Örtlichkeiten, wie der Phorkyshafen (*ν* 96 ff.), die Nymphengrotte (*ν* 104 ff.) und das Inselchen Asteris (*δ* 844 ff.), werden, wie in der Ilias die Batieia (*B* 813), ein Grabmal im Hintergrund der Skamanderebene, ausdrücklich und ausführlich beschrieben. Im übrigen setzt der Dichter der Odyssee Ithaka und seine Nachbarinseln einfach als bekannt voraus, komponiert aber mit vollkommener Sicherheit und Richtigkeit seine Handlung in den Rahmen der gegebenen Landschaft.

Die einzelnen Lokalitäten auf Ithaka werden in einem besonderen Kapitel besprochen werden; hier sei daher nur auf eine wichtige Übereinstimmung der Odyssee mit der Ilias aufmerksam gemacht: die einzelnen Örtlichkeiten auf Ithaka werden ebenso wie die Landmarken der Troas, mit ganz bestimmten Namen benannt, die einen durchaus lokalen, einheimischen Charakter tragen und daher nicht willkürlich vom Dichter erfunden sein können.**) Die Najadengrotte und der Phorkyshafen sind schon erwähnt. Dazu kommen bei Eumaios Gehöft der Koraxfelsen und die Quelle Arethusa (*ν* 408).

*) Ausführliche Besprechung der Beiwörter Ithakas s. Michael a. a. O. S. 18 ff.

**) Dies weist im einzelnen nach Reisch Serta Harteliana S. 150 f. Er vermutet daher (S. 158 f.) in Ilias und Odyssee gleichermassen eine Rückwirkung der Wirklichkeit auf die Dichtung.

Von dem Phorkyshafen wird der Rheithronhafen (α 185 f.) und der Hafen κατ' ἐξοχήν, der Stadthafen, klar unterschieden. Auch die Berge haben ihre Namen: Νήιον (α 186, γ 81) und Νήριτον (ι 22, ν 351). Demnach sind auch der Hermeshügel (π 470) und der Apollohain (υ 278) schwerlich willkürliche Erfindungen.

Die benachbarten Inseln und Küsten werden in der Odyssee, ähnlich wie in der Ilias, in die Handlung verflochten. Die Telemachie führt uns ins »sandige« Pylos südlich von Elis, und von da wieder zurück an Pheai (ο 297) und Elis (ο 298) vorüber zu den »spitzigen Inseln« (ο 299), in denen man die Echinaden wiedererkennt (s. o. S. 40). Der Hinterhalt der Freier im Sunde zwischen Same und Ithaka (δ 670 ff.) mit Verwertung der einzigen darin befindlichen kleinen Felseninsel (Asteris δ 846; s. o. S. 44) ist sichtlich in die gegebene Landschaft hineingedichtet. Die Lage der Insel Ithaka macht diese geeignet zur Haltstation einerseits auf der Fahrt von den taphischen Inseln (α 105 ff., 417 ff., π 426; Taphos = Meganisi*)) nach Temesa (α 184, Temesa, Temesia oder Tempsa am terinaeischen Golf in Bruttium, Unteritalien**)), andererseits auf der Fahrt von den Thesproten (Epirus) nach Dulichion (ξ 335 ff.; bei der Acheloosmündung, s. o. S. 24 ff.); diese Routen kreuzen sich gerade beim heutigen Ithaka.

Wie in der Ilias der Verkehr mit Lemnos (Η 467, Φ 40 ff.) und Thrakien (Ι 71), so spielt in der Odyssee der Verkehr mit Same (dort ist des Odysseus Schwester verheiratet, ο 367), mit Elis (dort weiden des Ithakesiers Noemon Pferde und Maulesel, δ 630 ff.), mit Phokis (Laertes holt seine Frau vom Parnass, und Odysseus besucht dort den Grossvater: τ 394 ff., ρ 220, ω 332 ff.), besonders aber mit Akarnanien eine Rolle. Dort auf dem Festland, Ithaka gegenüber (Β 635, s. o. S. 25 u. A. 3), wahrscheinlich auf dem Ithaka am nächsten liegenden Teile desselben, der Halbinsel Nerikos (ω 377 f., s. o. S. 15 f.), weiden des Odysseus Herden (ξ 97 ff.). Mit dem Festland, wahrscheinlich ebenfalls mit der nur 10 km entfernten Küste von Nerikos,***) wird von berufsmässigen Fährleuten (πορθμῆες υ 187 f.) ein ständiger Wechselverkehr unterhalten, wie von dort auch erlesene Schlachttiere zum Schmause für die Freier herübergebracht werden (υ 185 ff.). Der Verkehr mit den benachbarten Küsten und Inseln spiegelt sich endlich in der Dichtung von den Freiern der Penelope ab. Das grosse Nachbarreich Dulichion, das wir an der Acheloosmündung ansetzen, hat 40 Schiffe nach Ilion gesandt neben den 12 aus Odysseus' Reich (Β 630 und 637, s. o. S. 24); so sendet es in der Odyssee auch 52 Freier zu den 12 aus Ithaka selbst. Same stellt als die grösste Insel des Reiches des Odysseus die meisten Freier aus dem engeren Umkreis, nämlich 24, während Zakynthos, Same an Grösse nachstehend, 20 sendet; auch diese beiden Inseln legen damit augenfällig ihre Überlegen-

*) Oberhummer, Akarnanien, und Strabo X 2, 20 p. 459; vergl. hierzu Plin. N. H. 36, 31, 39: iuxta Leucadem in Taphiusa, qui locus est dextra navigantibus ex Ithaca Leucadem.

**) v. Wilamowitz-Moellendorf, Homerische Untersuchungen S. 24, und Strabo VI 1, 5 p. 255.

***) Denn dort lag vermutlich die Hauptmasse des ithakesischen Kronguts; es scheint aus der Beute von Nerikos zu stammen, die Laertes bei Eroberung und Zerstörung der Stadt gewann: ω 377 f.; auf dem eroberten Landgebiet der Halbinsel denke ich mir daher auch die Rinderherden des Odysseus: ξ 97 ff. Auf Ithaka selbst hatte der König nur Schweine- und Ziegenherden, also nur minderwertige Weideplätze: ξ 103 ff.

heit an Grösse und Volkszahl gegenüber der vorherrschenden Insel Ithaka an den Tag. So genau erscheinen die Freierzahlen den tatsächlichen Grössenverhältnissen angepasst.

Bei aller Ähnlichkeit der Behandlung des Landschaftlichen in Ilias und Odyssee muss zugegeben werden, dass in der Geographie der Odyssee alles viel problematischer ist, als in der Topographie der Troas. Das ist in den ersten Abschnitten dieses Buches zur Genüge veranschaulicht. Der Grund hierfür liegt, wie Reisch (S. 158 f.) richtig erkannt hat, in der Verschiedenheit der Dauer des Einwirkens der Wirklichkeit auf die Dichtung. Bei der Ilias war von vornherein mit dem historischen Kern, der Zerstörung der »mykenischen« Burg auf Hissarlik, auch ein topographischer Rahmen gegeben: »in der Odyssee ist die örtliche Verbindung des Helden mit Ithaka für die ältere Entwicklung des Epos ohne jeden Einfluss; für den Verlauf der Irrfahrten und für den Freiermord war die Lage der Insel und ihres Herrscherpalastes ohne Belang. Erst mit der kunstmässigen Weiterführung der Sagenmotive, mit dem Ausbau der Odysseeischen Familiengeschichte ist diese Verbindung enger geknüpft worden«.

Daraus ergibt sich auch, dass man von Ausgrabungen auf Ithaka ein weit bescheideneres Resultat zu erwarten hat, als in der Troas. Es ist daher nur eine Bestätigung unserer Ansicht, wenn den Ausgrabungen auf Hissarlik die auf Ithaka nichts Gleichwertiges entgegenzustellen haben. Man hat zwar konstatieren können, dass die Insel in der sog. mykenischen Zeit besiedelt war, also wirklich zum Kulturkreis der »Achäer« gehörte, wie die Odyssee es voraussetzt. Da aber eine Palast- oder Burganlage aus jener Zeit nicht erhalten zu sein scheint, so hat man den Ort, wo sich der Dichter Stadt und Burg des Odysseus denkt, nur im allgemeinen im nördlichen Teil der Insel (beim Dorfe Stavros) feststellen können*). Aber dieser Tatbestand erscheint auch an sich keineswegs auffällig. Die Stadt Ithaka war ja eine völlig offene Stadt. Man kann also nicht verlangen, dass man, wie bei Ilion, Stadtmauern finde. Aber auch auf Hissarlik hat man ja den Palast des Priamus in der »mykenischen« Schicht nicht gefunden. Besteht nicht auch auf Ithaka die Möglichkeit, dass das weit bescheidenere Haus des Odysseus bis zu den Fundamenten herab späteren Abtragungen oder Bauten zum Opfer gefallen ist? Dazu kommt die Schwierigkeit, bei dem Fehlen der Stadtmauern seine vermutliche Lage auch nur annähernd richtig und zuverlässig zu bestimmen. Da überhaupt keine Nötigung vorliegt, das Vorhandensein von Resten des Palastes zu verlangen, so kann das bescheidene Resultat der Ausgrabungen auf Ithaka nimmermehr gegen dessen Identität mit Homers Ithaka irgend etwas beweisen, wenigstens solange auf den Nachbarinseln ebensowenig Entscheidendes gefunden ist**). Im Gegenteil, es bleibt nach wie vor die einfachste und mit den gegebenen Mitteln allein wissenschaftlich zu begründende Annahme, dass Homers Ithaka in dem heutigen Ithaka wiederzuerkennen ist.

---

*) Berliner Phil. Wochenschrift 1904 No. 35. Comptes-Rendus de l'Académie des Inscr. et Belles Lettres Juillet 1904, p. 436. Bulletin de Correspondance Hellénique 1905 p. 145—168; ausführlich behandelt im Abschnitt »Ithaka«.

**) Goessler, Leukas-Ithaka S. 63 ff.

III.

Ich glaube diese Abhandlung nicht schliessen zu dürfen, ohne einer dritten Gruppe von Landschaften, der »Odysseeischen Landschaften« im engsten Sinn, noch gedacht zu haben. Es sind das die teils anmutigen teils grausenerregenden Landschaftsbilder aus dem Märchenland, die Odysseus bei der Erzählung seiner Irrfahrten vor den staunenden Phäaken entrollt; hierher gehört auch das Phäakenland selbst, das uns Homer so greifbar plastisch schildert. Diese unzweifelhaft dichterischen Landschaften wirken vielfach verwirrend auf das Urteil über die Realität der Ithakalandschaft ein; man hört auf die Frage nach der Heimat des Odysseus häufig die Antwort, sie liege im Märchenland. Um die Grundlosigkeit dieser Meinung einzusehen, braucht man nur Telemachie und Freiermord mit dem Nostos zu vergleichen. Die am Tage liegenden Unterschiede in der Behandlung des landschaftlichen Hintergrunds befestigen eine weite Kluft zwischen der durchaus realen Landschaft auf und um Ithaka einerseits und den phantastischen Landschaften der Irrfahrten andererseits.

Im Nostos des Odysseus ergeht sich der Dichter im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit mit sichtlichem Behagen und deutlicher Absichtlichkeit in ausführlichen Schilderungen, und zwar aus dem natürlichen und einleuchtenden Grund, weil er die Kenntnis dieser Gegenden bei seinen Zuhörern nicht voraussetzen will noch kann. Aus der bewunderungswürdigen Anschaulichkeit dieser Schilderungen auf Autopsie zu schliessen, wäre ganz verkehrt. Der Dichter hat so wenig wie seine Zuhörer diese Landschaften je gesehen. Aber er komponiert sie mit grosser Kunst aus den uns (aus I) hinlänglich bekannten Charaktermerkmalen der griechischen Landschaft überhaupt: Felsgestade und Meer, geschützten Buchten mit Felsgrotten und Quellen unter schattigen Hainen. Ja es mag ihm dabei diese oder jene bestimmte Landschaft seines engeren Gesichtskreises Modell gestanden haben. Ich denke dabei in erster Linie an Jonien, dessen Meer und Inseln, dessen Flussebenen und Golfe zwischen hohen Felsgebirgen mit jähen Vorgebirgen heroische Landschaftsmotive in unerschöpflicher Fülle aufweisen.

Um diese erdichteten Landschaften jedoch über das Alltägliche hinauszuheben, bereichert er sie mit Charakterzügen, die der griechischen Landschaft fremd waren. Er hat sich dabei wahrscheinlich an die Erzählungen der Seefahrer gehalten, welche das westliche Becken des Mittelmeers, ja vielleicht schon den atlantischen Ozean befahren hatten. Sie meldeten ihm von den ungeheuren Urwäldern, welche im Westen des Mittelmeerbeckens damals noch bis an den Meeresstrand reichten (auf der Insel der Kalypso *α* 51, *ε* 63 ff., 238 ff., im Kyklopenland *ι* 118, auf der Insel der Kirke *κ* 197 ff., 308.), von dem fabelhaften Wildreichtum, der sie auszeichnete (Ziegeninsel *ι* 118 ff., Kirke's Wild *κ* 212 ff., cfr. *μ* 262 ff. Herden des Helios), von den

Tieren des Waldes, die des Jägers ungewohnt sich arglos den Geschossen darboten (ι 118), endlich von der wunderbaren Ergiebigkeit des jungfräulichen Bodens (im Phäakenland η 116 ff., im Kyklopenland ι 109 ff.): alles Züge, wie auch wir sie aus dem Munde der Entdecker und Kolonisten neuer Länder und Weltteile zu hören gewohnt sind.

Diese verlockende Landschaft wird aber bewohnt von allerlei wundersamen Völkerschaften, insbes. von menschenfressenden Riesen, welche, in Höhlen wohnend, den ahnungslosen Fremdlingen nach dem Leben trachten (Kannibalen, Troglodyten). Allerhand Ungeheuer, böse Zauberinnen, schwimmende Inseln und Klippen, gefährliche Versuchungen aller Art lauern auf die vorüberfahrenden Seeleute. Diese phantastische Staffage zeugt jedenfalls von der lebhaften Phantasie der ältesten Seefahrer. Vielleicht bestimmte sie aber auch kluge Berechnung dazu, solch abschreckende Märchen zu verbreiten, um unliebsame Konkurrenz von den Westländern fernzuhalten, die sie als ihre Domäne betrachteten.

In manchen der Schreckgestalten der Odyssee glaubt man das poetische Spiegelbild unheimlicher Naturerscheinungen wiederzuerkennen, welche insbesondere der italienischen Landschaft eigen sind. Das ist zunächst die Scylla und Charybdis, deren Urbild man mit grosser Wahrscheinlichkeit in der Meerenge von Messina erblickt (von Rom nach Sardes, 2. Aufl. S. 81 ff.). Die Gefahren dieser engen Durchfahrt für die primitive Schiffahrt, die Klippen auf italienischer Seite, die Strudel an der Küste Siziliens, haben sich, übertrieben berichtet, in der Phantasie des Dichters zu Ungeheuern ausgestaltet, welche die Meerenge unsicher machen. Die Kyklopen, diese übermütigen, gesetzlosen Riesen, die Götter und Gastrecht nicht scheuen (ι 112 ff.), erscheinen schon den späteren Griechen so sehr als Verkörperung der blindwütenden, unterirdischen Gewalten, dass sie diese dem Vulkan als Gehilfen beigesellten.

ι 190 ff. heisst es von Polyphem:

καὶ γὰρ θαῦμα τέτυκτο πελώριον οὐδὲ ἐῴκειν
ἀνδρί γε σιτοφάγῳ, ἀλλὰ ῥίῳ ὑλήεντι
ὑψηλῶν ὀρέων, ὅ τε φαίνεται οἶον ἀπ' ἄλλων.

Man kann schon hier an die Kratergipfel der bewaldeten Hänge des Aetna denken, die abwechslungsweise und unabhängig von einander immer wieder Tod und Verderben speien. Und dann der furchtbar brüllende, Felsstücke schleudernde Riese (ι 481 ff.) mit dem einen, ausgebrannten Auge: noch heute zeigt man drunten im Meer, am Fuss des Bergriesen, eine Gruppe mächtiger Blöcke vulkanischen Gesteins, die aussehen, als ob sie aus dem Schlunde des Aetna stammten, und in denen schon die Alten das Urbild der Sage von den Würfen des Polyphem vermutet haben.*)

Wie dem auch sein mag, eine Autopsie des Dichters nimmt für diese Gegenden niemand an. Die Landschaften des Nostos sind und bleiben

*) cfr. Thuk. VI 2, 1; Strabo I 2, 9 p. 20. Bérard les Phéniciens et l'Odyssée (II 114 ff.), nimmt die Insel Nisida beim Posilip westlich von Neapel als Ziegeninsel in Anspruch und will sogar die Grotte am Felsgestade wiedergefunden haben. Ein so greifbares Verhältnis zur Wirklichkeit, wie Bérard es annimmt, liegt aber jedenfalls nicht vor.

erdichtet, soviel man sich auch bemühen mag, ihre Urbilder aufzufinden*). Hier interessiert uns eigentlich nur ihr Verhältnis zur Ithakalandschaft. Am nächsten stehen sich noch Ithaka und das Phäakenland; und doch, welch markante Unterschiede! Man vergleiche nur den Baumgarten des Laertes (ω 206) mit den Wundergärten des Alkinoos (η 112 ff.) oder das Haus des Odysseus, das wir ganz allmählich und nur nebenher während der Handlung, die sich darin abspielt, kennen lernen, mit dem Märchenpalaste des Alkinoos, der bis ins Einzelne beschrieben wird (η 82 ff.). Die Ithakalandschaft ist frei von allem phantastischem Beiwerk, in nichts ragt sie über das Gewöhnliche empor, ja wir werden sogar mit den Mängeln der Insel bekannt gemacht: ν 242 ff. (ι 26). Ein weiterer bezeichnender Unterschied besteht darin, dass der Dichter des Nostos bestimmte geographische Namen sichtlich vermeidet. Was an solchen vorkommt, sind Inselnamen, Ogygia (α 85), Aiaie (κ 135), Thrinakia (μ 135), und Ländernamen, Scheria (ζ 8), Hypereia (ζ 4), Ἀπείρη (η 9); die fabelhaften Länder müssen doch auch ihre Namen haben. Es sind dies aber offenbar keine geographischen, sonst wären sie nicht alle seit jener Zeit ausser Gebrauch gekommen (Welcker, Rhein. Mus. I 1833 S. 225). Quellen, Flüsse (κ 159), Grotten und Häfen bleiben unbenannt. Die Quelle Artakia (κ 108) bei der weittorigen Lästrygonenstadt (κ 81 f.) bildet die einzige Ausnahme; sie scheint aus der Argonautensage herübergenommen zu sein (Ap. Rhod. I 957). Auch das Phäakenland teilt diese Eigentümlichkeit. Der Fluss, in den Odysseus sich rettet, und der so individuell geschildert erscheint (ε 441 ff.), hat keinen Namen, sowenig wie der gute Hafen (ζ 263) und die ergiebigen Quellen (ζ 292, η 130). Das Phäakenland hat nur den Poseidonplatz (ζ 266) und Athenehain (ζ 291, 322), die etwa dem Apollohain und Hermeshügel bei der Stadt des Odysseus zur Seite gestellt werden könnten. Endlich ist zu beachten, dass, wie die übrigen Länder des Nostos, so auch das Phäakenland aus allem Zusammenhang mit der Homer bekannten Welt herausgerissen erscheint: von allen Nachbarländern trennt es mythische Ferne. Der Dichter scheint selbst über Scherias Natur im Unklaren zu sein. Er scheut sich, es ausdrücklich »Insel« zu nennen. Er lässt vielmehr aus der Gleichsetzung mit Thesprotien (ξ 315 ff., ρ 526, τ 271, 292), dem Landweg vom Phäakenland nach Thesprotien, der τ 279 ff. als möglich gedacht ist, und dem Vorkommen eines ansehnlichen Flusses, der ein grösseres Stromgebiet voraussetzt, darauf schliessen, dass er es sich eher irgendwo an der Festlandsküste im fernen NW. denkt (Euböa am weitesten entfernt davon unter den griechischen Inseln: η 321).

So ist eine nähere Betrachtung der mythischen Landschaften der Odyssee nicht weniger instruktiv für die Beurteilung der Ithakalandschaft, als ihre Vergleichung mit der Iliaslandschaft. Man erkennt klar, auf welche Seite die Insel Ithaka gravitiert. Alle Anzeichen der Dichtung weisen darauf hin, dass das homerische Ithaka nicht weniger real ist, als das homerische Troja.

---

*) Bérard tut hierin entschieden des Guten zu viel; am unwahrscheinlichsten sind seine Ausführungen über die Lästrygonen, die er in Sardinien bei der Meerenge von Bonifacio, (II 209 ff.), und über die Unterwelt, die er bei Kumae, dicht bei seinem Kyklopenland, ansetzt (II 311 ff.).



ITHAKA NACH PARTSCH,
aus Bädekers „Griechenland".

Ithaka.

I.

Nachdem die scheinbar heimatlosen Namen der Odyssee, Nerikos, Dulichion und Asteris im Umkreis von Ithaka fixiert worden sind, ergibt sich ein ganz klares Bild des Reiches des Odysseus, wobei Wahrheit und Dichtung in völliger Übereinstimmung erscheinen. Nerikos, die »Halbinsel des Festlands« (ω 377 f.), ist in Leukas wiederzuerkennen, das nach dem geologischen Befund und den damit übereinstimmenden Nachrichten der Alten in homerischer Zeit in der Tat eine Halbinsel war. Dulichion, »das weizen- und wiesenreiche« Land (π 396), steht nicht bloss durch seine Fruchtbarkeit, die den jonischen Inseln abgeht (δ 607), sondern auch durch seine überlegene Volkszahl und Wohlhabenheit (s. o. S. 26) dem Inselreich des Odysseus selbständig zur Seite und ist daher in dem fetten Schwemmland der Acheloosmündung zu suchen. Zu des Odysseus nächstem Bereich gehören also von grösseren Inseln nur Same und Zakynthos. Zakynthos führt noch heute unbestritten seinen homerischen Namen. Wenn Asteris, im Sunde zwischen Samos (Same) und Ithaka gelegen (δ 845 f.), unbedenklich im heutigen Daskalio wiedererkannt werden darf, so ergibt sich nun ganz von selbst die doppelte Gleichung: Samos = Kephallenia, Ithaka = Thiaki, dem heutigen Ithaka.

Dass Samos und Kephallenia identisch sind, kann nicht ernstlich bestritten werden. Die Alten hielten es für selbstverständlich, dass Homer mit Samos das spätere Kephallenia bezeichne (Strabo X 2, 10 p. 543 *τετραπόλεως γὰρ οὔσης τῆς νήσου, μία τῶν τεττάρων ἐστὶν ἡ καὶ Σάμος καὶ Σάμη καλουμένη, ὁμωνυμοῦσα τῇ νήσῳ*). Zum Überfluss sind auch noch die Überreste der Stadt Samos oder Same, von denen schon Strabo X 2, 13 p. 455 spricht*), auf Kephallenia, und zwar gerade am Sunde, der die Insel von Ithaka trennt, bis auf den heutigen Tag erhalten. So muss auch Dörpfeld zugeben, dass das Samos des Schiffskatalogs (B 634) das heutige Kephallenia ist (Mélanges Perrot S. 93). Nur in der Odyssee soll nach Dörpfeld Samos nicht Kephallenia, sondern das heutige Ithaka bedeuten. Es ist dies aber ein äusserst gewagtes Unternehmen, das Samos des Schiffskatalogs und das Samos der Odyssee auf verschiedene Inseln zu beziehen. Denn man muss dann auch behaupten, dass die historische Stadt Samos oder Same sich nicht an der Stelle der homerischen Hauptstadt der Insel erhob. Dies widerspricht aber ganz direkt der Erfahrung, die man an andern Orten der Sage gemacht hat, die Dörpfeld selber an Troja, Mykene und Tiryns erprobt hat. Ein wissenschaftlicher Grund liegt also nicht vor, die Identität von Samos und Kephallenia zu bestreiten, man müsste denn die Leukastheorie Dörpfelds selbst für einen solchen in Anspruch nehmen. Wer sich also nicht von einer unbewiesenen Behauptung irre machen lässt, für den steht nach wie vor die

*) S. die ausführliche Beschreibung von Partsch (Kephallenia S. 69—72) mit einem Plan der alten Stadt Same nach eigenen Aufnahmen. Zerstörung der Stadt durch die Römer 189 v. Chr. Liv. XXXVIII 29.

Identität von Samos und Kephallenia felsenfest. Es ist dies derjenige Punkt der Geographie der Odyssee, der sich geradezu »mathematisch« beweisen lässt.

Auch die Identität des homerischen Ithaka mit dem heutigen Thiaki wird von Dörpfeld wenigstens für den Schiffskatalog (B 632, Mélanges Perrot S. 93) zugegeben. Wiederum soll diese Gleichsetzung für die Odyssee keine Geltung haben. Der Irrtum, den Dörpfeld beseitigen will, reicht also nach seiner eigenen Annahme bis in die Zeiten des Abschlusses der homerischen Gesänge hinauf. Wenn wir also den Schlussredaktor »Homer« nennen wollten, so hätte sich am Ende Homer selbst geirrt.

Es fällt ausserdem auf, dass Dörpfeld und seine Anhänger gegen das heutige Ithaka nichts Stichhaltiges vorzubringen wissen. Da sie die Insel für einen überwundenen Standpunkt halten, äussern sie sich über sie nur sehr kurz und wegwerfend. In eine ernstliche Widerlegung der wissenschaftlichen Topographie lassen sie sich schon gar nicht mehr ein. Gallina (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901 S. 97 ff), der einige spezielle Einwände formuliert, scheint die Aufstellungen der kompetenten Gelehrten gar nicht zu kennen (s. u. S. 79 f.). Die übrigen Verfechter der Leukashypothese gehen mit einigen absprechenden Sätzen über das heutige Ithaka rasch zur Tagesordnung über.

Voran Dörpfeld, der Mélanges Perrot S. 79 beginnt: »Die Ansichten der Lokalforscher und auch der Gelehrten über die Lage der einzelnen Landmarken gehen weit auseinander: während der Eine die Stadt Ithaka mit dem Palast des Odysseus oben auf dem Berge Aëtos erkennt, sucht sie ein Anderer im nördlichen Teile der Insel bei dem Dorfe Stavros. Auch das Hauptgebirge des homerischen Ithaka, das Nerikon, wird von dem Einen in der südlichen, von dem Andern in der nördlichen Hälfte der Insel gesucht.« Dieser Einwand wiegt nicht schwer. Wenn man freilich alle Vermutungen, die seit 100 Jahren von Besuchern Ithakas, Gelehrten und Laien, veröffentlicht worden sind, wenn man dazu noch die erfahrungsgemäss meist recht dilettantischen Versuche der Lokalforscher heranziehen wollte, so erhielte man naturgemäss ein sehr buntes Bild, das den Eindruck völliger Planlosigkeit und Uneinigkeit machen müsste.

Über den wissenschaftlichen Stand der Frage gibt aber ein solches Zerrbild keinen Aufschluss. Dörpfeld selbst würde es sich ernstlich verbitten, wollte man mit ähnlichen Mitteln seine Leukashypothese bekämpfen. Und doch: hat man nicht auch Leukas nicht blos für Nerikos (und zwar mit vollem Recht), sondern sogar auch schon für Dulichion (Bunbury, Ancient Georgr. I 96) erklärt; nun soll es gar Ithaka selbst sein! Dazu ist selbstverständlich der embarras de richesse, auf den Dörpfeld beim heutigen Ithaka hinweist, bei der grösseren Insel Leukas nicht geringer als bei dem kleinen Thiaki. Und hier sind es nicht etwa die Gelehrten und Lokalforscher eines ganzen Jahrhunderts, welche nicht übereinstimmen, sondern es ist Dörpfeld und seine Schule selbst. Dörpfelds Zickzackpolitik in Ansetzung der Route Telemachs von Pylos nach Hause ist oben im Kapitel Asteris (s. o. S. 41 u. A.) ausführlich charakterisiert worden*). Den Hafen, in welchem Telemach von Pylos zurück-

*) Goessler S. 52 ff. und Reissinger S. 304 verglichen mit der neuesten Veröffentlichung Dörpfelds »Leukas« Athen 1905 S. V., wo die νῆσοι θοαί wieder anders erklärt werden; und ebendaselbst S. 16 Zusatz, wo die neueste Route Telemachs beschrieben wird.

kommend landet, erkennt Dörpfeld (Mélanges Perrot S. 91; Leukas S. 16) in der Vasiliki-Bucht, jetzt (Leukas S. VI) in der Skydi-Bucht. Gallina (S. 112) lässt den Telemach im Phorkyshafen (also in der Syvota-Bucht!) landen. Goessler (S. 51) spricht vorsichtigerweise nur von »einer der südlichen Buchten«. In gleich sichtlicher Verlegenheit befindet sich die Leukashypothese bei Unterbringung des Rheithronhafens. Gallina (S. 115) sucht ihn beim späteren Leukas, weil ῥεῖθρον »Furt« (?) heisse und dort die Fähre nach dem Festland anzusetzen sei. Reissinger (S. 395 f.) erklärt ihn für identisch mit dem Stadthafen. Goessler (S. 13) lässt die Möglicheit offen, dass er der Situation zuliebe erfunden sei, jedenfalls sei er in seiner selbständigen Bedeutung vom Dichter der Handlung zulieb zu sehr betont worden; S. 68 lesen wir daher nur ganz unsichere Angaben: »es mag das eine kleine offene Bucht nördlich von der Stadt sein, ähnlich der, die ein ostwärts vom Skarus herabfliessendes Bächlein bildet. Dörpfeld denkt an die Bucht, in die einst der heutige Dimosaribach abfloss«. Das sieht fast so aus, als ob heutzutage die Bucht nicht mehr aufzufinden wäre. In der Tat zeichnet die neueste Karte Dörpfelds zu »Leukas« (Athen 1905) am südlichen Fusse des Skarus eine mit gebrochener Linie eingezeichnete hypothetische Bucht als Rheithron ein; die moderne Strandlinie zeigt hier keine Einbuchtung. Die Ställe des Eumaios setzte Dörpfeld ursprünglich beim Dorf Syvros an (Korax-Lainakigebirge, Arethusa-Kerasaquelle, Reissinger S. 396); jetzt beim Dorf Evgiros (Korax-Achradafels, Arethusa-Dorfquelle, Dörpfeld »Leukas« S. VI). Endlich lässt sich auch das Neritongebirge, an welchem die Insel kenntlich sein soll, (ἀριπρεπής ι 22), nicht sicher fixieren: man hat die Wahl zwischen der wenig hervortretenden höchsten Erhebung der Insel (1100 m) und dem charakteristischen Kap Dukato, der Λευκὰς πέτρη, welche tatsächlich der Insel den Namen gegeben hat.

Die homerische Topographie von Leukas bietet also nach kaum 5jährigem Bestehen trotz ihres kurzen Lebens schon ein recht buntes Bild. Angesichts dieser Unklarheit und Uneinigkeit im eigenen Lager hat Dörpfeld wahrlich keinen Grund, sich an Meinungsverschiedenheit über Ithakas Landmarken aufzuhalten, die zudem von der Wissenschaft längst entschieden und aus der Welt geschafft sind. Ganz entgegen Dörpfelds Darstellung herrscht vielmehr in der Topographie des wirklichen Ithaka alle wünschenswerte Übereinstimmung, soweit dies überhaupt in einer derartigen Frage möglich ist.

Wenn auch in der Benennung der Berge neuerdings von Bérard, nach meiner Ansicht ganz unnötigerweise (s. u. S. 82), eine Änderung vorgeschlagen wird, so sind doch die übrigen modernen Forscher darin einig, dass es am nächsten liegt, die höchste Erhebung der Insel als Neriton zu bezeichnen, wie ja auch die moderne Namengebung auf Ithaka sich dieser Ansicht anschliesst und den Hauptstock der Nordhälfte wieder als Neritos bezeichnet (Partsch Kephallenia S. 60). Der Hafen der Stadt wird auch von Bérard übereinstimmend mit den andern in der Bucht von Polis, der Phorkyshafen in der Bucht von Wathy, der Landungsplatz des Telemach in der Bucht H. Andreas angesetzt. Nur für das Rheithron bleibt die ziemlich gleichgültige Wahl zwischen Aphales-Bucht und Phrikes, letztere von Bérard bevorzugt, u. a. weil hier ein Bachbett (ῥεῖθρον) mündet (s. u. S. 84). Die Ställe des

Eumaios wurden von jeher und von jedermann im Süden der Insel beim Hochfeld Marathia gesucht, wo auch der Koraxfelsen und die Quelle Arethusa nicht zu verkennen sind. Ebenso sind die modernen Topographen darin einig, dass die alte Hauptstadt der Insel im Norden beim Dorfe Stavros zu suchen ist; das Landgut des Laertes muss dann noch etwas nördlicher angesetzt werden (s. u. S. 89 f.). Es kann an der Hand der beigegebenen Karte von Ithaka (aus Bädekers »Griechenland«) jeder Leser der Odyssee die Probe machen, und jeder Unparteiische wird zugeben müssen, dass in der angegebenen Weise sich die ganze Handlung klar und widerspruchslos auf der Insel lokalisieren lässt.

Ganz unverständlich erscheint es mir, wie D. dieser unleugbaren Übereinstimmung von Dichtung und Wirklichkeit zum Trotz den Schatten Herchers beschwören mag, eines Gelehrten, der bekanntlich mit zäher Energie jede Möglichkeit einer Autopsie der Dichter der Ilias und der Odyssee a limine abweist, der die Heimat des Odysseus in eine Linie stellt mit dem Phäakenland und gänzlich ins Reich der Phantasie verlegt. Dörpfeld fragt (in den Südwstd. Schulbl. 1905, 2 S. 47): »Hat denn Hercher seinen Aufsatz über Ithaka (Hermes I 263) ganz vergeblich geschrieben?« Ich antworte hierauf mit einem herzhaften und überzeugten: »Ja!« Ich frage dagegen: Hat denn Partsch (Kephallenia S. 55 f.) und vor allem Menge (Zeitschrift für das Gymnasialwesen 45, 1891 S. 52—61), hat denn Dörpfeld selbst, dessen Lebenswerk es schien, diesen gänzlich veralteten Standpunkt vollends ad absurdum zu führen, Hercher vergeblich widerlegt? Mit Recht geben die Anhänger Dörpfelds zu, Hercher »liest sich wie ein Blatt aus vormärzlicher Zeit, da ja das Gefüge dieser und ähnlicher Theorien durch die mykenischen Ausgrabungen für immer zerstört ist« (Gallina S. 104); »Herchers Widerspruch muss verstummen, sein Ergebnis darf als überwunden gelten« (Goessler S. 9).

Es scheint mir Dörpfeld gegenüber nicht überflüssig zu sein, kurz darauf hinzuweisen, worin Hercher von Grund aus im Irrtum sich befindet. Hercher geht von einer ganz veralteten und irrtümlichen Topographie Ithakas aus; er sucht den Hafen der Stadt fälschlich bei Wathy, die Stadt selbst in der Mitte der Insel, auf dem Isthmusberg Aëtos*). Dass auf diese Weise nichts stimmen kann, ist doch kein Wunder. Hercher hat sich ferner nach seinem eigenen Geständnis (S. 280) nur einen einzigen Tag auf Ithaka aufgehalten und nur die Mitte der Insel besucht und kennen gelernt. Auf Grund dieser ganz unzulänglichen Autopsie kommt er u. a. zu dem falschen Satz: »Ithaka hat keine 50 Schritt horizontalen Bodens aufzuweisen« (S. 266). Er hat also keine Kunde von dem ausgedehnten Hochfeld Marathia**) im Süden, von der ebenen Fläche auf dem Zentralgebirgsstock (dem Neriton) um das Dorf Anogi, vor allem nicht vom Norden der Insel mit der ausgedehnten Fruchtebene nördlich von Stavros. Alle Schlüsse, die er aus diesem Irrtum und aus anderen eingebildeten Mängeln der Insel (s. Menge a. a. O., Michael S. 22 ff.) zieht,

*) Hercher folgt hierin Gell, Geography and antiquities of Ithaka, London 1807, und ignoriert völlig, dass Leake, Travels in Northern Greece III S. 24 ff. schon 1805 die richtige Lösung gefunden hatte, die die meisten seiner Einwände entkräftigt.

**) Abbildungen hievon bei Bérard II Fig. 125 S. 519, Fig. 126 S. 520.

sind daher ebenso falsch wie die Prämissen selbst. Es ist bei einem solchen Verfahren ganz natürlich, dass seine Ausführungen in dem Satz gipfeln: »Ein Versuch, das homerische Ithaka durch Karten zu fixieren, ist von vornherein als verunglückt und als eine Lüge anzusehen« (S. 274).

Mit einem so sichtlich veralteten Standpunkt ist heutzutage wahrlich nicht mehr zu rechten, und Dörpfeld hat am allerwenigsten ein Recht dazu, sich auf einen solchen Gewährsmann zu berufen.

Schliesslich darf nicht unwidersprochen bleiben, was Gallina (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 52, 1901, S. 112 ff.) gegen Ithaka vorbringt. Vor allem ist zu konstatieren, dass Gallina Ithaka nie gesehen haben kann, sonst würde er nicht (ganz im Stile Herchers) S. 112 behaupten: »An den Küsten des heutigen Ithaka lässt sich nicht ein einziger Hafen auffinden, dessen Strand θὶς θαλάττης genannt werden könnte. Die Ufer fallen überall steil ins Meer ab, und im jetzigen Haupthafen der Insel, dem weiten Hafen von Molo, und der aus diesem sich abzweigenden Bucht von Wathy werden auch grosse Segler hart ans Ufer gesteuert und verankert.« Letzteres ist richtig; aber Gallina übersieht, dass dies nur möglich ist, weil Wathy heutzutage eine Quaimauer besitzt*). Diese ist natürlich modernen Ursprungs und wurde notwendig, weil eben der flache Strand im Hintergrund der Bucht (dort wo die Phäaken getrost ihr Schiff bis zur Hälfte auf den Sand laufen lassen konnten, ν 113—115) den Anforderungen der modernen Schiffahrt nicht mehr genügte**). Bei den übrigen Häfen Ithakas vollends ist Gallinas Behauptung leicht zu widerlegen; sie zeigen alle unverändert noch den alten flachen Sandstrand. Exaktes Beweismaterial findet sich auch hierfür in den bei Bérard veröffentlichten Photographien; ich verweise auf die Abbildung der »plage de sable« des Hafens H. Andreas S. 521 f. Fig. 127 f.; auf die »échelle de Frikais« S. 531 Fig. 133 f.; endlich auf den Hafen von Polis, der in zahlreichen Bildern wiederkehrt; Fig. 137 u. 138 auf S. 536, Fig. 141 auf S. 538 zeigen sogar an den Strand gezogene Barken der Einwohner von Stavros. Die Behauptung Gallinas, es fehle der Insel Ithaka an Landeplätzen, wie sie die homerische Dichtung voraussetzt, fällt also in nichts zusammen.

Gallina kämpft aber auch noch gegen andere Schwierigkeiten, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind, die er sich lediglich selbst geschaffen hat. So lässt er den Telemach, ebenso wie den Odysseus, im Phorkyshafen landen, wovon weder die Dichtung noch die wissenschaftliche Topographie etwas weiss. Er geht noch weiter, er erklärt als Phorkyshafen nicht wie die modernen Topographen die Bucht von Wathy (Partsch S. 61), sondern — man traut den Augen kaum — die Bucht H. Andreas. (S. 112: »Telemach landet .... im Phorkyshafen, dem ersten Hafen von Ithaka.« S. 113: »Die im Süden gelegene Bucht von H. Andreas ist der Phorkyshafen.«) Gallina sagt uns weiter nichts, weder woher er diese neueste Weisheit geschöpft hat,

*) Zu sehen auf den Abbildungen bei Bérard II S. 505 Fig. 112, S. 506 Fig. 113. Auf den Zeichnungen bei Gell (Ithaka 1807) zwischen S. 28 und 29 sieht man noch flachen Strand mit hinaufgezogenem Segelschiff.

**) Auch Bérard II S. 467 nimmt hier rives de sable ou de vase als das Ursprüngliche an.

noch was er dann mit dem Golf von Wathy anfangen will, der doch von seinen Gegnern allgemein für den Phorkyshafen gehalten wird. Und nun wird frischweg gegen diese von Gallina selbst aufgestellte Identifizierung ins Feld gezogen: »Wie wäre es nun möglich (ruft er S. 114 aus), vom Strand des Hafens die Spitzen des Neriton zu erblicken, eines Gebirgszuges .... der weit entfernt in die Mitte der nördlichen Inselhälfte verlegt wird?« Das ist allerdings nicht möglich; deshalb nimmt auch jedermann die Bucht von Wathy als Phorkyshafen in Anspruch; dort erhebt sich ja eben dieses Neriton in imposanter Masse über dem Hafen, und Athene hat allen Grund, dem staunenden Odysseus ν 351 gerade diesen Berg zu zeigen. Aber nicht zufrieden damit, berechnet Gallina (S. 114) auch noch den Weg von Marathia nach Wathy (25 km, wenn man den nächsten Weg über den Gebirgskamm wählt) auf »mindestens 7 Stunden« und will glauben machen, das sei zu weit, um in einem Tage zu Fuss hin- und zurückzukommen, wie es von Eumaios (in π) erzählt wird. Endlich übersetzt er ῥεῖθρον mit »Furt« und will mit dieser ganz neuen Bedeutung des Worts beweisen, dass Ithaka einen Hafen dieses Namens gar nie habe besitzen können, dass ein solcher Name nur auf Leukas passe, wo eine Fähre mit dem Festland verkehrt habe.

Eine solche Kritik vermag doch wahrlich nicht die wohlfundierte, feste Position zu erschüttern, die sich die wissenschaftliche Topographie auf dem heutigen Ithaka geschaffen hat.

II.

Nach den kritischen Streiflichtern des vorigen Kapitels erscheint es mir unerlässlich, die gestreiften Fragen der Topographie Ithakas auch noch für sich, einzeln und ausführlich, zu erörtern und im Zusammenhang zu beantworten. Es erweist sich zudem eine Zusammenfassung des reichen Materials (s. S. 6, Anm. und S. 9) im gegenwärtigen Augenblick um so notwendiger, als in weiten Kreisen gerade die mangelnde Bekanntschaft mit dem Stand der wissenschaftlichen Forschung auf Ithaka sichtlich der Annahme der Dörpfeldschen Hypothese Vorschub leistet. Auch sind in letzter Zeit zwei wichtige Quellen der Topographie Ithakas hinzugekommen, die es zu verwerten gilt: Victor Bérard, les Phéniciens et l'Odyssée, der im II. Band (Paris 1903) auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle und einer lehrreichen Fülle photographischer Aufnahmen eine ausführliche Analyse der Insel, ihrer Natur und ihrer Bewohner gibt; wenn man von der phantastischen Grundidee*) absieht, gewiss das Beste, was seit Partschs grundlegender Monographie (Ergänzungsh. 98 zu Petermanns Mitteilungen, Gotha 1890) über die Insel Ithaka geschrieben worden ist. Endlich werden auch die Fouilles d'Ithaque von W. Vollgraf heranzuziehen sein, welche nun im Bulletin de Correspondance Hellénique 1905 S. 145 ff. veröffentlicht vorliegen.

Beginnen wir mit dem schwierigsten Punkt, der Verteilung der Bergnamen. Hier liegt die Schwierigkeit nicht nur in dem embarras de richesse, der schon oben (S. 76) erwähnt wurde, sondern auch in der Überlieferung selbst, zwei Punkten, die aber nicht der Ithakahypothese eigen sind, mit denen sich jede topographische Hypothese über die Odysseelandschaft, mit denen sich vor allem auch die Leukashypothese auseinanderzusetzen hat. Die Schwierigkeiten der Überlieferung sind von Partsch (S. 60 und Anm. 3) ausführlich dargelegt worden; er wagt keine Entscheidung zu treffen. Er irrt jedoch, wenn er meint, dass das Neriton mit keinem Teile der sonstigen Topographie unzweideutig verknüpft sei. Er übersieht die Beweiskraft von ν 351, wo Athene vom Ufer des Phorkyshafens aus dem Odysseus das Neriton zeigt. Das Neriton ist also unzweideutig mit dem Phorkyshafen verknüpft, den Phorkyshafen aber setzt Partsch »unbedenklich« (S. 61) bei Wathy an. Von Wathy aus gesehen kommt aber nur eine mächtige Gebirgsmasse in Betracht, die allerdings sofort in die Augen fällt: das Nordufer des Golfes von Molo, das Wathy gerade gegenüber in 556 m hoher, fast senkrechter, ungegliederter Felswand (Partsch S. 5) bis zum Kloster ton Katharon aufragt, um sich dicht hinter diesem zur höchsten Erhebung der Insel überhaupt (808 m) zuzuspitzen. Es ist nicht daran zu zweifeln, wie auch Partsch stillschweigend annimmt und auf seiner Karte einzeichnet: der Name Neriton gebührt dem zentralen Hauptstock der Insel, der ihn auch heute wieder trägt,

*) S. hierüber Anhang.

insbesonders seiner höchsten Erhebung, welche ungefähr die Mitte der Insel einnimmt.

Deshalb ist auch der Versuch Bérards (II 470), den Namen Neriton auf den weit weniger massigen, nur 671 m hohen Südteil der Insel zu übertragen, ganz entschieden zurückzuweisen. Denn einerseits bildet dieser südliche Gebirgsstock von Wathy aus gesehen, das ja tief in ihn eingebettet liegt, absolut kein charakteristisches Bild, andererseits erweist sich auch der Grund dieser Namengebung nicht als stichhaltig. Die Änderung wird lediglich dem Neion zuliebe vorgeschlagen, das Bérard in dem zentralen Hauptgebirge wiedererkennen möchte. Es ist aber völlig unberechtigt, dem Neion solche Bedeutung einzuräumen. Es wird nur ganz beiläufig an zwei Stellen erwähnt, als die Örtlichkeit, unter der einerseits der Hafen Rheithron (*α* 186), andererseits die Hauptstadt der Insel (*γ* 81 *Ἰθάκη ὑπονήιος*) liegend gedacht wird. Es fragt sich überhaupt, ob man Neriton und Neion streng auseinanderhalten kann (s. Reisch S. 153). Schon die Alten haben darüber gestritten, ob man Neriton und Neion als ein und denselben Berg oder als verschiedene Berge ansehen solle: Strabo X 2, 11 p. 454 *ἄδηλον εἴτε τὸ αὐτὸ τῷ Νηρίτῳ λέγει τὸ Νήιον εἴτε ἕτερον ἢ ὄρος ἢ χωρίον.* Schol. *α* 186 *Νήριτον γὰρ τὸ Νήιόν τινὲς λέγουσιν· οἱ δέ φασιν ἕτερον εἶναι τὸ Νήιον τοῦ Νηρίτου.* Demgemäss gibt Eust. 1409 Z. 44 für *Νήιον* geradezu die andere Lesart *Νήριτον*, umumgekehrt Schol. *ι* 22 für *Νήριτον* die Lesart *Νήιον* an. Bei dieser Sachlage halte ich es überhaupt für unwahrscheinlich, dass man unter Neion einen besonderen Berg zu verstehen hat; vielmehr scheint mir die Notiz bei Eust. p. 1409 Z. 37 *μέρος τοῦ Νηρίτου τὸ Νήιον*, (ebenso Z. 45) das Richtige zu treffen. Ich glaube das Neion in dem nördlichen Ausläufer des Neriton (auf unserer Karte mit Kalyvia überdruckt) wiedererkennen zu dürfen, welcher einerseits Stavros, wo wir die Stadt des Odysseus ansetzen, ebenso beherrscht, wie andererseits die Bucht Phrikes, in welcher uns Bérard mit triftigen Gründen das Rheithron Homers zu erblicken gelehrt hat (s. unten!). Ich selbst erinnere mich lebhaft der beherrschenden Höhe über Stavros, von der aus ich, über Anogi und Kloster ton Katharon nach Wathy zurückreitend, Abschied nahm von der interessanten Landschaft von Nordithaka mit ihrem fruchtbaren Gartenland, das sich nach drei Buchten hinabsenkt (Von Rom nach Sardes 2. Aufl. S. 180).

Das Neion tritt damit ungefähr auf eine Stufe mit dem Hermeshügel, dessen Lage *ὑπὲρ πόλιος* *π* 471 genau bezeichnet ist: Eumaios sieht, auf dem nächsten Weg von der Stadt nach dem Süden, am Bergabhang dem Sund entlang hineilend, sich bei der Biegung des Wegs nochmals um und erblickt drunten im Hafen der Stadt (*λιμὴν ἡμέτερος* *π* 473) die landenden Freier, die unverrichteter Dinge vom gegenüberliegenden Asteris zurückkehren. (Die Örtlichkeit ist auf der Karte wiederzufinden; es ist der Vorsprung des Neriton unter der Silbe »ka« des aufgedruckten »Ithaka«, unter dem das moderne Strässchen dem Berg entlang hinführt.) Das Neion wäre dann der nächste, allerdings wesentlich höhere Vorsprung nordwärts. Am Fuss dieses Vorsprungs unmittelbar vor der Stadt befand sich nach *ϱ* 204 ff. der künstlich gebaute Stadtbrunnen, der in Kaskaden vom Felsberg rann: *κατὰ δὲ ψυχρὸν ῥέεν*

ὕδωρ ὑψόθεν ἐκ πέτρης (ϱ 209 f.). Schon hiervon kann der Felsberg den Namen Νήιον bekommen haben (von νάω od. ναίω fliessen, cfr. ζ 292 ἐν δὲ κρήνη νάει; ι 222 ναῖον δ' ὀρῷ ἄγγεα; Φ 197 κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ ναουσιν). Das Wasser dieses Brunnens floss wahrscheinlich zum Rheithron ab: Eust. 1409 Z. 32 f. φασὶν οἱ παλαιοὶ ῥεῖθρον ... καλεῖσθαι τὸν ἐν Ἰθάκῃ λιμένα διὰ τὸν εἰς αὐτὸν ἐκ τοῦ Νηΐου καταρρέοντα χείμαρρον). Wir hören ϱ 210 f. weiter: βωμὸς δ' ἐφύπερθε τέτυκτο νυμφάων. Es sind das die νύμφαι κρηναῖαι, zu denen nach ϱ 240 ff. Odysseus so oft gebetet hatte, also Νηιάδες (ν 104). Es ist daher möglich, dass der Name Neion mit diesem Nejadenkult zusammenhängt; ja vielleicht ist die Nachbarschaft dieses Nejadenhügels und des Hermeshügels nicht zufällig; auch ξ 435 finden wir die Nymphen und Hermes in enger Verbindung, indem Eumaios beiden gleichzeitig Gebet und Opfer weiht.

Partsch und mit ihm unser Kärtchen hat, entsprechend der Gleichung Aphales-Bucht = Rheithron, den Berg von Exogi als Neion bezeichnet. Mit der Gleichsetzung von Phrikes-Bucht und Rheithron kommt die erste Gleichung von selbst in Wegfall; gegen diese Umnennung dürfte selbst Partsch keinen prinzipiellen Widerspruch mehr erheben, nachdem die Ausgrabungen keinen bestimmten Anhalt dafür gegeben haben, dass die Stadt des Odysseus sich gerade an den Berg von Exogi anlehnte.

Weit wichtiger als die Benennung der Berge ist die Benennung der Häfen Ithakas. In diesem entscheidenden Punkt ist die Ithakahypothese in einer ganz besonders günstigen Lage, besonders seit den wichtigen Resultaten Bérards. Dieser unermüdliche Forscher hat alle Landeplätze rings um die Insel einer eingehenden Prüfung unterzogen und hat dabei festgestellt, dass nur 4 derselben den Namen »Hafen« verdienen. Drei von diesen (der Hafen von Phrikes, von Wathy und die Bucht H. Andreas) haben noch heute soviel Fernverkehr, dass es sich empfahl, sie mit einem Strässchen, dem einzigen der Insel, zu verbinden; der vierte, der Hafen von Polis, ist aus dem modernen Fernverkehr ausgeschieden und daher verödet. Bérard vergleicht sodann die Überlieferungen der Seefahrer, insbesondere die Instructions nautiques, in denen die Erfahrungen vieler Jahrhunderte niedergelegt sind, und weist nach, dass auch diese nur eben die genannten 4 Landeplätze als brauchbar verzeichnen und empfehlen; II 460 en résumé, sur tout le pourtour d'Ithaque nos marins ne connaissent que quatre ports à peu près assurés: Port Vathy et Port Frikais à la côte du large, Port Polis sur le détroit, et Port S. Andrea à la côte méridionale. Merkwürdigerweise unterscheidet auch Homer genau vier Landeplätze, und es ist leicht nachzuweisen, dass diese mit den 4 Häfen, die die Insel Ithaka besitzt, identisch sind.

Beginnen wir mit dem Hafen, in welchem Telemach von Pylos kommend landet. Wie wir wissen, ist er von Athene angewiesen ο 36 ff.

αὐτὰρ ἐπὴν πρώτην ἀκτὴν Ἰθάκης ἀφίκηαι,
νῆα μὲν ἐς πόλιν ὀτρῦναι καὶ πάντας ἑταίρους,
αὐτὸς δὲ πρώτιστα συβώτην εἰσαφικέσθαι.

Die nächste Küste von Pylos aus, wo Telemach landen soll, ist unzweifelhaft die Südküste. Partsch lässt (S. 61) noch die Wahl zwischen der Bucht von

Perapegadi und der Bucht H. Andreas. Bérard entscheidet sich mit Recht für die letztere. Sie empfiehlt sich durch ihre Lage an der Südküste, durch die geschütztere Landestelle und den bequemeren Aufstieg zum Hochfeld Marathia, wo wir die Ställe des Eumaios ansetzen müssen. H. Andreas hat noch heute einigen Verkehr, Peragegadi liegt verlassen. Für Telemach ist es auch deshalb das Gegebene, an der Südküste und nicht an der Westküste zu landen, weil er die Absicht hat, sein Schiff zur Stadt weiterzuschicken. Eine Landung bei Perapegadi würde für seine Genossen einen unnützen Umweg bedeuten und sie zwingen, nachträglich noch das Vorgebirge H. Joannis zu umfahren, ein nicht ganz ungefährliches Manöver, welches die primitive Schiffahrt nach Tunlichkeit vermied. Jedenfalls wären sie dann nicht gleichzeitig mit Eumaios zur Stadt gelangt (*π* 333).

Ganz ähnlich liegen die Hafenverhältnisse im Norden der Insel. Dort nennt Homer den Rheithronhafen und unterscheidet ihn mit ausdrücklichen Worten vom Hafen der Stadt. Athene in Gestalt des Taphierfürsten Mentes (*α* 180 f.) sagt *α* 185 f.:

νηῦς δέ μοι ἥδ' ἕστηκεν ἐπ' ἀγροῦ νόσφι πόληος,
ἐν λιμένι Ῥείθρῳ ὑπὸ Νηίῳ ὑλήεντι.

Auch Odysseus will *ω* 308 in diesem Hafen angekommen sein, von Sikanien kommend. Letzteres ist wichtig; denn hieraus kann man entnehmen, dass dieser Landeplatz im Norden der Insel gedacht ist, wo für Homer das weite, unbekannte Westmeer beginnt, in welchem Sikania liegt. Auch die Heimat des Mentes, Taphos, lässt auf dieselbe Himmelsgegend schliessen. Taphos wird seit Alters mit der Insel Meganisi zwischen Leukas und dem Festland identifiziert; Taphier bewohnten wohl auch noch die benachbarten Inseln und Küsten Akarnaniens. Sie kommen also von Norden und Nordosten nach Ithaka (Plin. XXXVI 21 (39, 151) Taphiusius nascens iuxta Leucada in Taphiusa, qui locus est dextra navigantibus ex Ithaca Leucadem). Für Ansetzung des Rheithronhafens hat man anscheinend die Wahl zwischen der Nordbucht (Aphales) und der Nordostbucht (Phrikes). Allein Bérards genaue Untersuchungen an Ort und Stelle haben ergeben, dass nur die letztere Landestelle den Namen »Hafen« verdient. Die Aphales-Bucht kommt für die Schiffahrt nicht in Betracht, da sie weder gegen Wind geschützt ist noch einen hinreichenden Sandstrand besitzt; zudem macht eine eindringende Meeresströmung die felsigen Ufer gefährlich. Dagegen hat der Hafen Phrikes noch heutzutage Verkehr mit dem gegenüberliegenden Festland, so dass es sich sogar lohnte, einen Molo daselbst aufzuführen (Abb. bei Gell, Ithaka 1807, S. 113 und bei Bérard II 531 fig. 133 u. 134; Beschreibung II 532). Das Entscheidende ist, dass hier tatsächlich ein Sturzbach (nach Eust. 1409 Z. 32 f. *ῥεῖθρον = χειμάρρους*) mündet, der dem Hafen den Namen geben konnte, nach Bérard II 459, le plus grand ruisseau ou plutôt le seul torrent de l'île tout entière ...; *ῥεῖμα*, disent les Grecs modernes; nous voyons que les Achéens disaient *ῥεῖθρον*. Dieser Wildbach ist zur Regenzeit und nach Gewittern ein reissender Strom, während der guten Jahreszeit ein bequemer Aufstieg ins Innere; auch das moderne Strässchen nach Stavros folgt anfangs seiner Rinne.

Der Phorkyshafen wird von Homer so genau beschrieben, dass alle Topographen und Besucher Ithakas ihn einstimmig in der Bucht von Wathy wiedererkennen. Zunächst erscheint der Golf von Molo, der von Nordosten zwischen jähen Felsufern tief in die Insel eindringt, mit seinen vier Buchten *ν* 195 f treffend charakterisiert

> *ἀτραπιτοί τε διηνεκέες λιμένες τε πάνορμοι*
> *πέτραι τ' ἠλίβατοι καὶ δένδρεα τηλεθόωντα.*

Aber nur eine der Buchten des Golfes kommt als der *ν* 96 ff. beschriebene Phorkyshafen in Betracht:

> *Φόρκυνος δέ τις ἔστι λιμὴν ἁλίοιο γέροντος*
> *ἐν δήμῳ Ἰθάκης, δύο δὲ προβλῆτες ἐν αὐτῷ*
> *ἀκταὶ ἀπορρῶγες, λιμένος ποτιπεπτηυῖαι,*
> *αἵ τ' ἀνέμων σκεπόωσι δυσαήων μέγα κῦμα*
> *ἔκτοθεν. ἔντοσθεν δέ τ' ἄνευ δεσμοῖο μένουσιν*
> *νῆες ἐύσσελμοι, ὅτ' ἂν ὅρμου μέτρον ἵκωνται.*

Wer will leugnen, dass unter allen Buchten Ithakas nur die Bucht von Wathy diesen weitgehenden Anforderungen entspricht, dass diese Bucht aber auch alle die gerühmten Vorzüge in sich vereinigt? Bérard hat zum Überfluss nachgewiesen, dass der Golf von Molo und die äusseren Buchten Wind und Wellen ausgesetzt sind, dass nur die Bucht von Wathy und auch diese nur in ihrem Hintergrunde, dem eigentlichen Ankerplatze, sichere Unterkunft gewährt; er hat auch die Instructions nautiques zum Vergleich herangezogen, einige Sätze derselben erscheinen wie eine Paraphrase der Homerverse.

Wichtig für die Identifizierung der Bucht von Wathy mit dem Phorkyshafen ist ferner die Tatsache, dass dieser Punkt der Insel im Altertum nicht besiedelt war. Wathy ist erst im Mittelalter entstanden (Partsch S. 62). Bei den jüngsten Ausgrabungen stiess Vollgraf bei Wathy überall auf jungfräulichen Boden (a. a. O. S. 146). Und wirklich betont Homer wiederholt die Abgelegenheit dieser Bucht. In den zitierten Versen fasst Bérard (II 466) *δῆμος Ἰθάκης* als Gegensatz zu *πόλις Ἰθάκης* und schliesst daraus, dass der Phorkyshafen auf dem Lande, fern von der Stadt gelegen sei. Dies lehren auch andere Stellen. Schon Agamemnon in der Unterwelt rät dem Odysseus *λ* 455

> *κρύβδην, μηδ' ἀναφανδά, φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν*
> *νῆα κατισχέμεναι, ἐπεὶ οὐκέτι πιστὰ γυναιξίν.*

Und so geschieht es auch, allerdings aus anderen Gründen: das Märchenschiff der Phäaken entzieht sich dem Auge der gewöhnlichen Sterblichen und vermeidet deshalb die gewohnten Buchten. Odysseus erwacht daher *ν* 187 in völlig verlassener Gegend. Nach der Lügenerzählung (*ξ* 344 ff.), in welcher Odysseus Wahrheit und Dichtung mischt, ist er ebenfalls an einer einsamen Stelle gelandet, auf dem Lande (*ἔργα Ἰθάκης* *ξ* 344), fern von der Stadt, sonst hätten die Schiffer Odysseus nicht ans Schiff zu binden gewagt und dieser hätte nicht ungesehen entrinnen können. Zudem ist nicht nur die ländliche Umgebung deutlich charakterisiert (*δρίος πολυανθέος ὕλης* *ξ* 353), sondern auch die Furcht der treulosen Schiffsmannschaft vor Entdeckung (*οὐ γάρ σφιν ἐφαίνετο κέρδιον εἶναι μαίεσθαι προτέρω* *ξ* 355 f.). Dass Odysseus

nicht bloss unerkannt, sondern auch heimlich auf seiner Heimatinsel lande, ist ein wesentlicher Zug der Sage.

Nahe dem Phorkyshafen befindet sich eine herrliche Grotte, welche der Dichter ν 103 ff., man möchte fast sagen mit begeisterten Worten, anschaulich beschreibt. Diese Grotte erkennt Bérard (II 508 ff.) im Gegensatz zu Partsch (S. 61) unbedenklich in der eine kleine Stunde oberhalb von Wathy im Felsgebirge aufgefundenen Tropfsteinhöhle wieder, indem er für jeden Dichter das Recht fordert, Entferntes nach Bedarf zusammenzurücken, und dies bei Homer geradezu als typische Eigenschaft seiner Dichtungsweise in Anspruch nimmt: II 511 il manque en ces peintures les justes intervalles qui existent dans la réalité. Diese Möglichkeit ist ohne weiteres zuzugeben. Indessen ist es doch bedenklich, dass schon die alexandrinischen Geographen keine Nymphenhöhle mehr auf Ithaka entdecken konnten, (Strabo I 3, 18 p. 59, Porphyr. de antro nymph. 2) und dass dementsprechend auch die Grabungen Vollgrafs bei der sog. Nymphenhöhle nur ganz unwichtige Funde aus römischer Zeit ergaben (a. a. O. S. 146). Wir haben also in dieser Höhle auf dem Berge keine bis in die Vorzeit zurückreichende Kultstätte vor uns. Ich neige daher zu der Annahme, dass einst wirklich am Ufer des Hafens eine berühmte Tropfsteinhöhle vorhanden war. In dieselbe drang durch unterirdische Klüfte das Meer, der Eingang für Götter, während die Menschen von oben durch ein mit einem gewaltigen Stein verschliessbares Loch hinabsteigen konnten. Dass ein solches Gebilde nicht lange Bestand hatte, so dass es schon in geschichtlicher Zeit eingestürzt war, scheint mir ganz natürlich; völlig unnatürlich dagegen, jetzt, nach mehr als dreitausend Jahren, dasselbe noch in unverändertem Zustande wiederfinden zu wollen.

Wenn wir auf diese Weise keine Nymphengrotte mehr beim Phorkyshafen zeigen können, so beweist dies so wenig gegen die Bucht von Wathy, als wenn jetzt der charakteristische Ölbaum fehlt, den Homer wiederholt (ν 102, 122, 346, 372) erwähnt. Dies sind vergängliche Merkmale. Dafür kann nicht genug betont werden, dass ein unvergängliches Merkmal, das Neritongebirge, mit seiner imposanten Felswand den Golf von Wathy in einer Weise beherrscht, dass man, abgesehen von der unterdessen verschwundenen Bewaldung, bei seinem Anblick mit Athene aussprechen muss (ν 351):

τοῦτο δὲ Νήριτόν ἐστιν, ὄρος καταειμένον ὕλῃ.

So bleibt uns schliesslich noch der Hafen der Stadt zu bestimmen, von wo Telemach nach Pylos (α 407 ff.), die Freier nach Asteris (δ 779 ff.) abfahren, wohin Telemachs Schiff ohne ihn zurückkehrt (π 322 ff.), unmittelbar gefolgt von dem Schiffe der Freier (π 351 ff., 472 ff.). Dieser Hafen muss im Sunde zwischen Ithaka und Same gelegen haben; das hat schon Partsch (S. 57 ff.) überzeugend nachgewiesen. Die ganze Erzählung vom Hinterhalte der Freier bei Asteris beruht auf der Voraussetzung, dass Telemachs Rückweg ihn durch den Sund führt und zwar hoch nach Norden hinauf. Das ganze dem Sund zugekehrte Ufer Ithakas besitzt aber nur einen Hafen. Die Bucht von Pissaëto kann nicht als solcher angesehen werden; auch liegt sie zu weit südlich, um einerseits den Hinterhalt der Freier im Sunde, andererseits die halbe Tagereise zu rechtfertigen, die der Dichter von den Ställen

des Eumaios zur Stadt rechnet. Genau in der von Homer vorausgesetzten Entfernung von der Südküste liegt dagegen eben jener einzige Westhafen Ithakas. Auffallenderweise führt derselbe heute noch den Namen »Bucht von Polis«, obgleich seit Menschengedenken hier keine Stadt mehr bestand. Dieser Name ist keine moderne Erfindung, sondern hat sich aus griechischer Zeit durch die Verödung der Insel im Mittelalter hindurchgerettet, obgleich die Inselbewohner die »Burg des Odysseus« anderswo suchen und jetzt der Vorort (Wathy, heutzutage auch kurzweg »die Stadt« genannt) im Süden der Insel liegt.

Bérard hat auch die Westküste genau untersucht und Partschs Angaben bestätigt. Die Landungsstelle Pissaëto hat nach ihm ganz ungenügenden Strand und ist zudem Wind, Wellen und Strömungen des Sundes ausgesetzt. Sie genügt daher gerade noch als Anlegestelle für die Fähre, die den Verkehr zwischen Wathy (auf Ithaka) und Pylaros oder Same (auf Kephallenia) vermittelt. Dagegen entspricht der Hafen von Polis allen Anforderungen der homerischen Schiffahrt; hufeisenförmig zwischen hohe Vorgebirge eingebettet, ist er hinreichend gegen Wind und Wellen geschützt; vor allem hat er einen weiten Halbkreis sandigen Strands, der sich langsam nach der Mitte zu einer Tiefe von 31 m senkt (Bérard II 418).

Der Hafen von Polis liegt heutzutage verlassen und verödet; nur wenige Kähne der Einwohner von Stavros liegen am Strand. Die Gründe dieser Veränderung reichen bis in den Anfang der griechischen Geschichte zurück. In homerischer Zeit noch Endpunkt des griechischen Verkehrs und Ausgangspunkt der kühnen Fahrten ins unbekannte, barbarische Westmeer, sank Ithaka, durch die griechischen Kolonien auf Leukas und Kerkyra überflügelt, vollends nach Besiedelumg Unteritaliens und Siziliens, zur Bedeutungslosigkeit herab. Es lag nicht mehr an exponierter Stelle am Ende der griechischen Welt, sondern fast vergessen mitten drin. Der Verkehr mit dem jetzt griechischen Westen führte zwar noch immer durch den Sund an Ithaka vorüber, aber eben vorüber; kein Mentes landet mehr hier, bevor er die Fahrt nach dem westlichen Becken des Mittelmeers antritt. Solange Ithaka der letzte Ruhepunkt auf der Fahrt nach Westen war, lag naturgemäss seine Hauptstadt an der Meeresstrasse zwischen Kephallenia und Ithaka, an dieser grossen internationalen Verkehrsstrasse nach dem Westen. Ithaka, der Eckpfeiler und Torwächter der achäischen Welt, musste seine Hauptstadt am Nordausgang eben jenes Sundes haben, an diesem wichtigen Westtor des achäischen Meeres. Dort lag sie auch noch in geschichtlicher Zeit. Die Macht der Gewohnheit liess sie weiterbestehen, und die Tradition bezeichnete sie bis in die letzten Zeiten des Griechentums schlechtweg als »die Stadt«, wie zu Homers Zeiten, obgleich unterdessen auf dem Isthmus sich das Bergstädtchen Alalkomenai eingenistet hatte, dessen Ruinen noch heute den Berg Aëtos krönen (Partsch S. 58).

Den Golf von Wathy, den Phorkyshafen Homers, haben die Griechen nicht besiedelt. Auch hierfür liegen einleuchtende Gründe vor. Der Golf von Molo mit dem tiefen geschützten Hafen von Wathy ist allerdings heutzutage, im Zeitalter des Dampfes, ein idealer Landungsplatz. Er ist der gegebene Platz für die moderne Hauptstadt der Insel. Von Wind, Wellen und

Strömungen unabhängig steuert der moderne Dampfer selbst bei bewegter See rasch und sicher durch die gewundene Einfahrt. So fährt natürlich auch das Phäakenschiff, von Wunderkraft getrieben, durch alle Krümmungen des Fahrwassers sicher und glatt bis in den verborgensten Winkel der Bucht. Ganz anders liegen aber die Dinge für ein gewöhnliches Segelschiff, vollends für die Schiffe jener primitiven Zeiten. Mit seinem eigenen Schiff hätte Odysseus die Landung an dieser Stelle nicht so leicht bewerkstelligt. Denn nur bei besonders günstigem Wind und ruhigem Seegang vermag man hier segelnd oder rudernd hinein- oder herauszukommen. Von der hohen, fast senkrechten Felswand des Neriton abgelenkt, sausen unberechenbare Windstösse auf den Golf von Molo herab, aufgeregte Wellen brechen sich schäumend am Klippengestade und reissen im Verein mit dem Sturme leichte Fahrzeuge auf die rings drohenden Felsen. So ist Einfahrt wie Ausfahrt für kleine Segler gleich gefährlich.*)

So bleibt uns also keine Wahl, wir können den Hafen der homerischen Stadt einzig und allein im »Hafen von Polis« vor uns haben.

Dieses Resultat wird durch die Ausgrabungen Vollgrafs glänzend bestätigt. Am Westufer des Hafens von Polis kannte man bereits den Ort eines kleinen Heiligtums; ein Einwohner von Ithaka hatte dort gegraben und eine hochwichtige archaische Inschrift gefunden, welche die Göttinnen Athena und Hera erwähnt (N. 10 bei Vollgraf S. 165). Vollgraf grub dort abermals nach und fand in den durchwühlten Erdmassen Scherben von antiken Vasen aller Epochen und — was das Entscheidende ist — auch unzweifelhaft »mykenische« (Fig. 14—16 auf S. 151 und 152). Damit ist der Beweis erbracht, dass der Hafen von Polis in der sog. mykenischen Zeit, die in den homerischen Gedichten verherrlicht erscheint, tatsächlich frequentiert war. Es wird ferner wahrscheinlich, dass der Kult der Athena und Hera, dieser altachäischen Göttinnen, die gerade bei Homer eine so hervorragende Rolle spielen, an dieser wichtigen Stelle bis in die sagenhafte Vorzeit hinaufragt. Damit ist das Band gefunden, welches Ithaka mit Mykene und seinem Heraion, mit Troja und seinem Palladium verbindet.

Nun kann auch kein Zweifel mehr sein über die Lage der Stadt des Odysseus. Wir wissen aus Homer, dass sie nicht unmittelbar am Meeresufer lag; man geht von ihr zum Hafen hinab (β 407 ἐπὶ νῆα κατήλυθον ἠδὲ θάλασσαν, und noch oft), ja man geht sogar zu des Laertes Landgut hinab (ω 205). Mit Recht bemerkt daher Eust. 1957 Z. 25 ἐφ' υψηλοῦ τινος τόπου κεῖσθαι τὴν Ἰθάκην φαίνεται. Die Stadt lag also nach der Sitte der Zeit auf der Höhe, einen Landeplatz zu ihren Füssen. Nicht einmal die Hänge um den Hafen waren besiedelt. Vollgraf hat trotz eifrigen Grabens

*) Instr. nautiques: Les rives du golfe de Molo sont accores et rocheuses. Par les coups de vents du S-E. au N.-O., les grains tombent à travers les coupures de la haute terre avec une violence extrême. Pendant ces grains, les navires qui ne peuvent entrer à Port Vathy, trouveront mouillage dans la baie Ex-Aito (d. h. am Fuss des Aëtos, auf dem deshalb die zweite Stadt auf Ithaka entstand), où les coups de vent sont moins violents. Bellin, Description du Golphe de Venise: on court risque d'être retenu longtemps sans pouvoir appareiller pour en sortir, étant sujet à des raffales fort violentes qui en empêchent (Bérard II 457 f.).

an den Hängen des Hafens von Polis absolut nichts finden können, was auf einstige Überbauung hätte schliessen lassen: la terre a été trouvée vierge partout, la surface seule ayant été remuée pour les besoins de la culture (S. 151). Das stimmt vorzüglich zu Homer; nicht hier, sondern auf der Höhe von Stavros muss die Stadt gelegen haben. Und wirklich haben Vollgrafs Ausgrabungen bewiesen, dass diese Höhe in griechischer Zeit bewohnt war. Eine Spur früherer Besiedlung dürfen wir wohl in dem Mauerrest erblicken, von dem Vollgraf (S. 152) schreibt: sous la route du village on a découvert un fragment de mur en gros blocs de pierre mal taillés et mal jointoyés, qui paraît être contemporain des fragments de vases à couverte noire lustrée trouvés à côté. Auch der das Dorf überragende Hügel Pelikata, nördlich der Bucht von Polis, der noch im vorigen Jahrhundert Reste eines alten Kastells zeigte (»Kastro« auf unserer Karte), ergab Anhaltspunkte für die Annahme vorgriechischer Besiedlung, wenn er auch schwerlich die Stadt selbst getragen haben mag. Leider sind die noch vor 100 Jahren recht ansehnlichen Mauerreste durch wiederholte Nachgrabungen gänzlich zerstört und die Steine (de gros blocs assez irrégulièrement taillés) zerstreut worden, so dass man nicht einmal mehr den Grundriss genau feststellen kann. Wichtig sind folgende Feststellungen Vollgrafs (S. 152 f.): on a recueilli aussi certains fragments de poterie noire et grise, semblables à ceux qui se rencontrent en Grèce dans les couches de terrain prémycéniennes. Ces fragments, qui ont du reste été trouvés isolés dans des terres cent fois remuées, prouvent du moins que l'île était habitée dès l'époque préhellénique.

Wenn also durch die Ausgrabungen der Beweis erbracht ist, dass die Insel seit vormykenischer Zeit besiedelt war, so dürfen wir unbedenklich auf der Höhe von Stavros die Stadt des Odysseus ansetzen. Dass man den Palast des Odysseus nicht zu finden vermag, braucht uns, wie wir oben (S. 68) dargelegt haben, nicht zu beunruhigen. Wahrscheinlich ist es überhaupt verkehrt, nach einem solchen suchen zu wollen. Zudem bietet die Insel das denkbar ungünstigste Ausgrabungsfeld: ce sol, cent fois terrassé depuis l'antiquité pour la culture de la vigne et de l'olivier, a mal gardé les dépôts précieux qu'il a dû recevoir (S. 163).

Die Odyssee kennt ausser der Stadt noch zwei bewohnte Punkte auf der Insel: das Landgut des Laertes (α 190 f., λ 187 ff., ω 205 ff.) und die Ställe des Eumaios (ν 404 ff. ξ—ρ). Sie lagen auf diametral entgegengesetzten Seiten der Stadt, wie wir aus π 138 ff. schliessen; das erstere nahe der Stadt (ω 205 **τάχα δ'ἀγρὸν ἵκοντο**, nach π 152 f. kann eine Magd geschwind Botschaft hinausbringen), die letzteren eine halbe Tagereise von der Stadt entfernt, am äussersten Ende der Insel (ω 150 **ἀγροῦ ἐπ' ἐσχατιήν, ὅθι δώματα ναῖε συβώτης**). Da diese weite Entfernung neben anderen zwingenden Gründen (s. o. S. 83 f.) deutlich auf das Südende hinweist, so ergibt sich für Laertes' Gut die entgegengesetzte Richtung, der äusserste Norden der Insel.

In der Tat befindet sich nördlich von Stavros die einzige kulturfähige Fläche von grösserer Ausdehnung, ein Ackerboden von erstaunlicher Ergiebigkeit*).

*) Partsch S. 63: den wertvollsten, die menschliche Arbeit am besten lohnenden Teil Nord-Ithakas bildet das zwischen drei Bergmassen eingebettete, von drei Meeresbuchten

Hier fiel besonders die Umgebung des einsamen Kirchleins H. Athanasios auf, von den Inselbewohnern »Schule des Homer« genannt; polygonale Mauerreste liessen auf eine antike Siedlung oder Kultstätte schliessen. Der wenig unterhalb entspringende kräftige Quell Melanydro macht diese Stelle des Ackerlandes besonders wertvoll. Noch Bérard (II 534) vermutete deshalb hier das Landgut des Laertes. Vollgrafs ausgedehnte Grabungen an diesem Punkte haben nichts für die homerische Topographie Entscheidendes zu Tage gefördert; die Funde und Mauern scheinen nur bis ins 6. Jahrh. v. Chr. zurückzureichen (S. 153 ff.; S. 160: das gefundene Fragment einer dorischen Säule lässt auf einen Tempel schliessen). Es bleibt also nach wie vor unentschieden, und im Grunde ist es auch einerlei, ob wir hier eine Kultstätte, etwa den Apollohain (*υ* 278), oder wirklich das Landgut des Laertes anzusetzen haben.

Im Gegensatz zu dieser Unsicherheit im äussersten Norden der Insel sind die Ställe des Eumaios im äussersten Süden von Natur und Dichtung mit gleicher Deutlichkeit charakterisiert. Athena rät (*ο* 36) dem aus dem Peloponnes zurückkehrenden Telemach, um direkt zu Eumaios zu gelangen, an demjenigen Teile der Küste zu landen, den er, von Süden kommend, zuerst erreiche. Der Dichter denkt sich ferner den Meierhof auf einer Hochfläche (nur auf ebenem Gelände kann man einen Bau, wie ξ 5 ff beschrieben wird, errichten) oberhalb einer jäh abstürzenden Felswand. Odysseus sagt ξ 398 f. bei Eumaios rastend:

εἰ δέ κε μὴ ἔλθῃσιν ἄναξ τεός, ὡς ἀγορεύω,
δμῶας ἐπισσείας βαλέειν μεγάλης κατὰ πέτρης.

Und Athene weist den Odysseus vom Phorkyshafen zunächst zu seinem treuen Diener Eumaios mit den Worten (*ν* 407 f.):

δήεις τόν γε σύεσσι παρήμενον· αἱ δὲ νέμονται
πὰρ Κόρακος πέτρῃ ἐπί τε κρήνῃ Ἀρεθούσῃ.

Die Alten kannten diesen »Rabenstein« (Stephanus von Byzanz: *Κόρακος πέτρα τόπος ἐν Ἰθάκῃ*) und seine berühmte Quelle und fabelten von einem Jäger Korax, der, einen Hasen verfolgend, in den Abgrund rannte, und von seiner Mutter Arethusa, die sich im Schmerz um ihren Sohn an der nahen Quelle erhängte (Eust. 1746 Z. 55 ff.: ... *διώκων λαγωὸν ἐν Ἰθάκῃ κατὰ κρημνοῦ ἠνέχθη καὶ τέθνηκεν* ...). Diese Erzählung deutet auf eine Hochebene hin, welche an einer Stelle plötzlich senkrecht abfiel, sodass man im Ungestüm der Hasenjagd in diesen Abgrund wie in einen Steinbruch hineinrennen konnte; man wird auch nicht irre gehen, wenn man die Quelle, das Sinnbild der Tränen der Mutter, dort sucht, wo sie den Leichnam des Sohnes liegen fand, am Fusse der Felswand. Hier sind auch die ξ 532 erwähnten Felshöhlen zu suchen:

---

erschlossene »Aussenland« des Nordendes ..., in dessen Weingärten und Ölhainen 8 Dörfer sich bergen mit einer Bevölkerung von 2500 Einwohnern. Bérard II 533: Tout ce vallon est défriché, peuplé de fermes et de vignes .... Sous l'ombre des olivettes et des caroubiers, s'étendent les enclos de vignes et les jardinets de céréales. Auprès des maisons blanches, les pommiers et poiriers en treille, les néfliers du Japon et les amandiers se mêlent aux buissons de roses et de myrtes.

βῆ δ' ἴμεναι κεῖων, ὅθι περ σύες ἀργιόδοντες
πέτρῃ ὕπο γλαφυρῇ εὗδον, Βορέω ὑπ' ἰωγῇ.

In der Tiefe, unter dem Koraxfelsen, war eine Grotte zu Eberstallungen eingerichtet, an einem gegen den Nordwind geschützten Platze (Ameis-Hentze 7. A. zu ξ 533).

Alle diese Merkmale lassen sich bis ins Einzelne an der Südspitze der Insel wiedererkennen. Das Hochfeld Marathia mit seinem jähen Nordwestabsturz entspricht genau den Angaben der Dichtung. Vor allem der Koraxfelsen ist unverkennbar (Zeichnung bei Gell S. 151; zahlreiche photogr. Abb. bei Bérard II 501 ff.), ein hoher senkrechter Absturz in eine mit Gestrüpp erfüllte Felsschlucht. Am Fusse des Felsens befinden sich Höhlen, welche noch heute Schafe und Schweine beherbergen (Bérard II 518).*) Einst mag auch die Quelle unmittelbar bei diesen Höhlen hervorgesprudelt sein, dort, wo die von ihrem Wasser gegrabene Felsschlucht ihren Anfang nimmt. Eust. 1746 Z. 60 ff. weiss von einer Quelle Arethusa (in Chalkis auf Euböa, Strabo I 3, 16 p. 58) zu berichten, deren Wasser nach einem Erdbeben ausblieben, um später an einer andern Stelle wieder hervorzubrechen. So entspringt auch unsere Arethusa jetzt etwa 100 m unterhalb des Anfangs der Schlucht unter dem Koraxfelsen. Es liegt sehr nahe, auch hier eine Veränderung anzunehmen, die schon mit dem durch die Zerstörung des Waldes verursachten Sinken des Grundwasserspiegels und der Abnahme der Quelle hinreichend erklärt ist (vgl. Von Rom nach Sardes 2. Aufl. S. 172).

Wichtig ist die Tatsache, dass im Süden der Insel keine andere immerfliessende Quelle zu finden ist, als eben diese sog. Arethusa; dass auf der ganzen Insel keine Felswand sich findet, welche mit diesem sog. Korax in charakteristischer Form wetteifern könnte: sur le pourtour de l'île on chercherait vainement une autre Pierre coupée; nulle part la côte n'offre à la vue des navigateurs une muraille de pierre, — sauf en ce fond de Port Ligia (Perapegadi), Bérard II 500, 503. Wer also überhaupt auf Ithaka Urbilder für Homers Beschreibung sucht, muss Homers »Rabenstein« in diesem Koraxfelsen wiedererkennen.

Wir erhalten auf diese Weise ein ganz einfaches und klares System der homerischen Topographie Ithakas, wie aus einer Zusammenfassung des Gesagten leicht erhellt: Telemach landet also in der Bucht H. Andreas (nach ο 36 an der Südküste der Insel), Odysseus bei Wathy (im Phorkyshafen mit dem gegenüber aufragenden Neriton ν 350 ff.). Beide treffen sich bei Eumaios auf dem Hochfeld Marathia (beim Koraxfelsen und der Quelle Arethusa ν 408), Odysseus von Norden, Telemach von Süden kommend. Wie die Karte lehrt, hat Odysseus den weiteren Weg; er wandert daher ξ 1 f. χῶρον ἀν' ὑλήεντα δι' ἄκριας, während sein Sohn vom Südstrande unmittelbar zu Eumaios gelangt (ο 555). Eumaios wird nun mit Botschaft zur Stadt gesandt; bis zu seiner Rückkehr von dort vergeht ein voller Tag, wobei wiederholt betont wird, dass er sich in der Stadt nicht aufhält (π 130 ff.,

*) Schon von Gell (Ithaka 1807) S. 19 gemeldet: They are still the resort of sheep and goats, and in one of them are small natural receptacles for the water, covered by a stalagmitic incrustation.

150 f., 340 f., 452 ff.). Die Stadt muss also etwa 5 Wegstunden entfernt liegen. Soweit kann man auf der schmalen Insel nur in einer Richtung marschieren, der Längsrichtung; der Pfad führt also (über den rauhen Gebirgskamm ρ 196) nach Norden. Dort wird, 25 km von Marathia, das Gebirge plötzlich durch eine breite, ebene Einsattelung unterbrochen, welche jetzt das Dorf Stavros trägt; dort lag die Stadt des Odysseus. Bei der langgestreckten Gestalt der Insel währt aber ein Längsmarsch und eine Ruderfahrt der Westküste entlang ungefähr gleiche Zeit. Deshalb lässt der Dichter das zur Stadt vorausgesandte Schiff des Telemach, das von anfang an einen kleinen Vorsprung hat (ο 553 f.), kurz vor Eumaios eintreffen, so dass sich der Hirte und der Bote der Schiffsbesatzung in der Stadt begegnen (π 333). Die Freier auf Asteris (δ 846) bemerken das Schiff erst, als es sich bereits dem Hafen nähert; ihr Standpunkt muss also die Hafeneinfahrt beherrschen. Sie setzen sich sofort in Bewegung und erreichen bald nach Telemachs Schiff den Hafen der Stadt; Eumaios sieht noch bei Verlassen der Stadt diese dort aussteigen (π 471). Die Freier können also nicht weit vom Hafen entfernt auf der Lauer gelegen haben. Man vergleiche hierzu die Karte und überzeuge sich selbst davon, wie genau diese Erzählung der Gestalt der Insel und der Lage von Marathia, von Daskalio (= Asteris) und der Bucht von Polis (Stadthafen) angepasst ist.*)

Ich begreife wirklich nicht, was Dörpfeld an diesem einfachen und klaren Sachverhalt auszusetzen hat, warum er sich bei den übereinstimmenden Resultaten der modernen Topographie Ithakas nicht beruhigen zu können meint, warum er geglaubt hat, diesem wohlfundierten und festgefügten Bau sein luftiges Gebäude entgegensetzen zu sollen, das doch auf ganz unsicherem Boden und mit unzureichenden Mitteln aufgeführt ist.

Ich glaube mindestens nachgewiesen zu haben, dass es in der Ithakafrage keiner neuen Hypothese bedarf. Wer einmal zugibt, dass die Schilderung der Vorgänge auf der Insel des Odysseus auf Autopsie beruhen, der kann sich getrost mit dem heutigen Ithaka genügen lassen. Es entspricht allen Anforderungen, welche man vernünftigerweise an die Übereinstimmung eines Gedichtes mit der Wirklichkeit stellen kann. Ja, es will mir sogar fast vorkommen, als ob diese Übereinstimmung einen Grad erreiche, der über das zu erwartende Mass noch hinausgehe.

Von diesem Eindruck geleitet möchte ich zum Schluss mich ausdrücklich zu der Anschauung Reischs bekennen, der (S. 158 f.) geradezu von einer Rückwirkung der Wirklichkeit auf die Ausgestaltung der Sage spricht. Für die Irrfahrten des Odysseus, sowie für seine Rückkehr kommt Ithaka nur ganz im allgemeinen durch seine Lage am äussersten Westhorizont der achäischen Welt in Betracht: wer Ithaka verfehlt, gerät in das unbekannte und gefürchtete Westmeer und seine unermessenen Weiten; wer glücklich aus jener fremden Welt in den achäischen Kulturkreis zurückkehrt, der gelangt zuallererst an Ithakas Strand. Erst als ein Dichter zu kunstmässiger Aus-

*) Vgl. auch Bérard II 470: Sur la carte marine, nous pouvons dessiner sans peines toutes ces allées et venues, entrées et sorties de bateaux si nous plaçons à Port Polis la capitale odysséenne et si nous reconnaissons Astéris dans l'îlot Daskalio.

gestaltung der Sage sich auch in die Ausmalung der Ereignisse auf Ithaka selbst versenkte, nahm er Natur und Gestalt dieser Insel zu Hilfe.

Und die gegebene Landschaft scheint wirklich nicht wenig zum Ausbau der Odyssee beigetragen zu haben. Sollte es Zufall sein, dass die Insel gerade vier Häfen besitzt und auch die Dichtung vier genau entsprechende Landeplätze deutlich unterscheidet und richtig verwertet? Wie glücklich erscheint der Phorkyshafen und seine charakteristische Umgebung in die Sage verwoben! Und können nicht auch die natürlichen Ställe im Koraxfelsen die Anregung gegeben haben, dort am Südende den treuen Schweinehirten hausen zu lassen, bei dem Vater und Sohn, von entgegengesetzten Himmelsrichtungen kommend, sich fern von der Stadt begegnen und verständigen sollen? Der Marsch des Eumaios, die gleichzeitige Ruderfahrt der Genossen des Telemach nach der Stadt, sind sie nicht genau der Gestalt und Länge der Insel angepasst? Und vollends der Sund zwischen Ithaka und Kephallenia und sein einziges Inselchen gerade gegenüber dem Hafen der Stadt, haben sie nicht dem Dichter den Gedanken eines Hinterhalts der Freier geradezu an die Hand gegeben?

So kommen wir zu dem Schluss, die Ungewissheit, in welcher uns die Irr- und Heimfahrt des Odysseus über die genauere Lage der Insel Ithaka lässt, beweist gar nichts gegenüber dem hellen Lichte der Wirklichkeit, das über den jüngeren Teilen der Odyssee leuchtet; es ist also von grund aus verkehrt, jenen unklaren älteren Vorstellungen den Vorzug zu geben und auf ihnen eine neue, mit den sonstigen Angaben des Epos nicht zu vereinbarende Topographie aufbauen zu wollen. Dörpfelds Bemühung ist deshalb von vornherein vergeblich; es wird ihm nie gelingen, die Autopsie der Dichter der Odyssee mit Zuhilfenahme von Leukas auch nur annähernd so überzeugend zu begründen, wie dies bei dem heutigen Ithaka bereits geschehen ist. Seine Leukashypothese wird daher zunächst nur verwirrend wirken; eine Spaltung im Lager der »Homergläubigen« ist unvermeidlich; daraus werden die Gegner neue und gefährliche Waffen schmieden. Aber am endlichen Sieg der erkannten Wahrheit braucht man deshalb noch nicht zu verzweifeln: ich glaube den Tag nicht mehr fern, an welchem die Wissenschaft mit dem Satze rechnet: Thiaki, das Ithaka der Alten, seine Natur und Umgebung, ist in der Odyssee wiederzuerkennen und hat an der Ausgestaltung des Epos wesentlichen Anteil genommen.

Berichtigungen.

Seite 9, 4. Zeile von oben, lies Michael (statt Michaelis).
„ 25, 9. Zeile „ „ „ ω 378 (statt 387).
„ 52, 6. Zeile „ „ „ Buchtlinien (statt Buchtenlinien).
„ 60, 16. Zeile „ „ „ Z 457 (statt 557).
„ 76, 24. Zeile „ „ „ Neriton (statt Nerikon).
„ 80, 12. Zeile „ „ „ Stavros (statt Wathy).

Anhang.

Leukas.

Zu I. Professor Dr. W. Dörpfeld hat in dankenswerter Ausführlichkeit in den »Südwestdeutschen Schulblättern« (22. 1905, 2 S. 37 ff.) auf meinen Aufsatz »Leukas« bereits geantwortet. Seine Einwände sollen nicht unberücksichtigt bleiben.

Dörpfeld sucht zunächst darzutun, dass ich S. 6 f. mit Unrecht seine Ansicht in der Ithakafrage als im Gegensatz zur antiken Traditon stehend hingestellt habe. Die genaue Präzision seines Standpunktes der Tradition gegenüber ist sehr wertvoll und lehrreich. Sie scheint mir aber die von mir konstatierte Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen: Wie bis auf Schliemann und Dörpfeld die im Altertum fast allgemein für das homerische Ilion gehaltene Stadt von den modernen Gelehrten als »Neu-Ilion« bezeichnet wurde, so wird jetzt die seit Menschengedenken ununterbrochen Ithaka genannte Insel unter Anführung Dörpfelds »Neu-Ithaka« genannt. Und ich kann nicht umhin, darin noch immer einen beklagenswerten Rückschritt zu sehen.

S. 7 erklärte ich es für unmöglich, die sog. »dorische Wanderung« als Stütze der Leukashypothese zn verwenden. Dörpfeld bemängelt, was ich dort über den Verlauf dieses sagenhaften Zuges angegeben habe. Ich kann aber nach erneuter Prüfung meiner Angaben nichts finden, was ich zurückzunehmen hätte. Unter dem Osten Griechenlands verstehe ich Thessalien, das nach der Sage der erste Wohnsitz der Dorier auf der Halbinsel war (Herodot I 56), dann die Doris zwischen Oeta und Parnass, welche im Altertum allgemein für die Heimat der Dorier galt (s. J. Miller »Dores« in Pauly-Wissowa). Unter dem Süden verstehe ich den Peloponnes, den die Dorier der Sage nach von Rhion aus südlich und östlich besiedelten. Spuren der dorischen Wanderung im Westen kann ich noch immer keine entdecken. Was Dörpfeld von solchen schreibt, ist lediglich sein geistiges Eigentum; weder die Überlieferung noch die Landesnatur ist mit seiner Ansicht vereinbar. Wir lesen Südw. Sch. S. 41: »dass ganz Kerkyra und ganz Leukas später dorisch waren, erklärt sich besser aus einer dorischen Besiedelung der beiden dem Festland naheliegenden fruchtbaren Inseln als aus der Errichtung dorischer Kolonien in späterer Zeit.« Dieses »besser« wird man billig bezweifeln, es müsste denn besser sein, einer für den augenblicklichen Gebrauch zurechtgemachten Hypothese blindlings zu folgen, als einer guten, durchaus einwandfreien Überlieferung aus geschichtlicher Zeit Glauben zu schenken. Nachdem ich S. 7 Epirus wegen seiner unwegsamen Gebirge als ungeeignet für Völkerzüge bezeichnet habe, lässt jetzt Dörpfeld die Dorier an der Westküste heruntergekommen sein. Aber dort standen die Akrokeraunischen Gebirge hindernd im Wege. Dörpfeld lässt sich auch dadurch nicht irre machen, dass er auf diese Weise die nach ihnen genannte »Doris« selbst als »abseits« vom Wege der Dorier liegend bezeichnen muss. Es ist allerdings, wie bei J. Miller a. a. O. nachzulesen ist, versucht worden, allerhand Hypothesen an Stelle der Wandersage zu setzen, so dass schliesslich alles im Ungewissen bleibt; aber an den Westen Griechenlands hat bisher noch niemand gedacht.

Alle Kritik und Skepsis in Ehren, Dörpfeld scheint mir doch in eine Verachtung der Tradition sich hineingesteigert zu haben, die jede wissenschaftliche Erörterung derselben von vornherein ausschliesst. Von der Wissen-

schaft der alexandrinischen Philologen macht er sich denn doch einen gar zu geringen Begriff, wenn er S. 44 ausführt: »Die alten Geographen durften Leukas nicht als Insel anerkennen, weil es sonst als westlichste (für uns nordwestlichste) der vier jonischen Inseln das homerische Ithaka selbst hätte sein müssen. Und die weitere Folge wäre gewesen, dass entweder das damalige Ithaka nicht die Heimat des Odysseus hätte sein können, oder dass Homer sich geirrt haben müsste. Beides schien den Alten unmöglich. Sie waren daher froh, in der Nachricht über den Kanal der Korinther einen Grund zu finden, Leukas aus der Reihe der Inseln zu streichen.« Wenn wir so mit den wissenschaftlichen Resultaten des Altertums umspringen wollten, so stünde in unserer Wissenschaft überhaupt nichts mehr fest, nur die wildeste Hypothesenmacherei wäre noch Trumpf. Wir dürfen nicht vergessen, dass den Alten ein viel reicheres wissenschaftliches Material zu Gebote stand, als uns heutzutage. Nach meiner Ansicht muss man die Hypothesen nach der Überlieferung und nicht die Überlieferung nach den Hypothesen korrigieren.

Was die geologischen Fragen betrifft, so gebe ich Dörpfeld ohne weiteres zu, dass das vorliegende Beobachtungsmaterial noch nicht ausreicht (S. 42), um eine definitive Entscheidung zu treffen. Da aber Dörpfeld selbst trotz dieser richtigen Erkenntnis mit dem Postulat auftrat, »Leukas ist eine Insel und war es von jeher«, da er vier Jahre lang den Beweis für diesen Satz schuldig blieb und trotzdem glauben machen wollte und offenbar selbst glaubte, dass Leukas für homerische Zeit als Insel erwiesen sei, da war es wahrlich an der Zeit, einmal energisch darauf hinzuweisen, dass seiner Hypothese die geologische Grundlage noch immer fehlte, ja dass man aus dem bisher bekannt gewordenen Beobachtungsmaterial mit gleichem, ja, wie mir scheint, mit besserem Recht das gerade Gegenteil seiner Annahme folgern könnte.

Meine offene Sprache hat bereits die erfreuliche Folge gehabt, dass dem Isthmus von Leukas endlich die verdiente Beachtung geschenkt wird. Leider ist noch bei den Kanalbauten die Wissenschaft sichtlich zu kurz gekommen. Man fragt sich erstaunt, wie konnte es geschehen, dass, wie Negris Ath. Mitt. 1904 S. 356 mitteilt, die aufgefundenen Gewölbsteine der antiken Brücke mit dem andern Schutt ausserhalb der Lagune ins Meer geworfen und so der Wissenschaft entzogen wurden. Wie viel wertvolles Beweismaterial mag da mitgewandert sein! Bei einem solchen Verfahren ist gar nicht ausgeschlossen, dass die Baggerungen wirklich Stellen ausgruben, die nachweisbar im Altertum sichtbaren Erdboden gebildet hatten, dass man aber die unscheinbaren Beweisstücke unbeachtet zum übrigen geworfen hat. Die Frage eines Isthmus bei Leukas währe wohl bereits entschieden, wenn man auf diese Dinge gehörig geachtet hätte.

Dörpfeld selbst scheint sich unterdessen allmählich mit dem Gedanken des Vorhandenseins eines allerdings sehr bescheidenen Isthmus in homerischer Zeit vertraut gemacht zu haben. Ich glaube das daraus schliessen zu dürfen, dass er sich das Beispiel des Peleponnes schon jetzt als ultimum refugium reserviert (S. 40): »Selbst wenn die Insel Leukas früher an ihrem Ende durch einen sichtbaren Isthmus mit dem Festlande verbunden gewesen wäre, so hätte Homer sie als Insel bezeichnen dürfen, wie die alten Griechen auch den Peleponnes als Insel aufgefasst und Pelopsinsel benannt haben.« Darauf ist zu erwidern: zwischen Leukas und dem Peleponnes ist denn doch ein himmelweiter Unterschied, der nicht wegdisputiert werden kann. Die Insel

Leukas ist klein und übersichtlich; ein Irrtum über ihre Natur kann bei ihren Bewohnern absolut nicht aufkommen. Anders der Peloponnes; er wird von vielen Stämmen bewohnt, deren einzelne Glieder nie über die Heimat hinauskommen und auch nicht darüber hinaussehen. Er kann von keinem Punkt aus ganz übersehen werden und erscheint überall, mit Ausnahme der Umgebung von Korinth, als Insel. Auf dem Peloponnes ist es ganz natürlich, dass sich eine falsche Tradition bildete und festsetzte (die Dorier sind ja nach der Sage zu Wasser eingewandert); auf Leukas ist das undenkbar. Wer die Autopsie des Dichters der Odyssee vertritt, wie das Dörpfeld tut, der muss auch annehmen, dass er den Isthmus gesehen habe, wenn einer da war; dann aber hätte er Ithaka keine Insel genannt. Auch wenn wir nur das Vorhandensein einer Lagune in homerischer Zeit annehmen wollten, müssten wir verlangen, dass die Autopsie des Dichters in ganz konkreter Weise zum Ausdruck käme: diese charakteristische Doppelnatur der Heimat des Odysseus müsste mindestens so klar und deutlich in die Handlung hereinspielen, wie wir es bei dem Inselchen Asteris beobachtet haben.

Was Dörpfeld von angeblichen Spuren dieser Doppelnatur des Landes bei Homer beibringt, ist so vag und gesucht und zudem so bestritten, dass es gar nicht ins Gewicht fällt.

ν 187 ist von **πορθμῆες** die Rede, und es ist Dörpfeld zuzugeben, dass diese zwischen Ithaka und dem Festland einen regelmässigen Verkehr vermittelt zu haben scheinen. Nichts hindert aber dabei an das heutige Ithaka zu denken, zumal wenn man für Homers Zeiten das heutige Leukas zum Festland rechnet. Denn dann ist Ithakas Küste von der Festlandsküste (Leukas bei Homer, als Nerikos, **ἀκτὴ ἠπείροιο** genannt, **ω** 377 f. s. o. S. 15 f.) nur noch 10 km entfernt (s. o. S. 67 u. A.). Dörpfeld selbst gibt sich ja alle erdenkliche Mühe (Südwestd. Schulbl. 22 1905, 2 S. 49) gerade diese Überfahrtsstelle vom heutigen Ithaka nach dem heutigen Leukas als **πορθμός** zu erweisen. Wenn Dörpfeld diese Strecke **πορθμός** heisst, so muss er auch zugeben, dass hier **πορθμῆες** verkehrt haben können.

ι 25 **αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ εἰν ἁλὶ κεῖται** übersetzt Dörpfeld: »liegt niedrig im Meere« d. h. nahe dem Festland. Diese Übersetzung, die besonders im Neugriechischen ihre Analogie hat, ist von Wilamowitz (Sitzung d. Arch. Ges. Berlin Jan. 1903) u. a. zurückgewiesen worden (cfr. Michael, das hom. und das heutige Ith. S. 11; Nestle, Neues Korrespondenzblatt 1904 H. 10 S. 395, Rothe, Zeitschrift für das Gymnasialwesen 59, 1905 S. 168 ff.). Sie ist immerhin beachtenswert, da sie schon Strabo (X 2, 12 p. 454) »nicht übel« findet. Dieser Umstand deutet aber darauf hin, dass man diese Übersetzung auch im Hinblick auf das heutige Ithaka für möglich hielt, eben weil die Alten Leukas zum Festland rechneten. Auch eine Insel, die 10 km vom Festland entfernt liegt, wie Thiaki, liegt noch niedrig im Meere (s. auch o. S. 28).

Mit den **πορθμῆες** und mit **χθαμαλός** sinkt auch die Beweiskraft der neuen Auslegung von **α** 173, **ξ** 190 und **π** 59, 224. Die stereotype Formel: »Welches Schiff hat dich gebracht? denn ich kann mir nicht denken, dass du zu Fuss hierher gekommen bist,« soll nach Dörpfeld kein naiver Witz sein, sondern ein Hinweis auf die Möglichkeit der Beförderung durch die **πορθμῆες**, die auch Fussgänger vom Festland zu bringen pflegten. Diese Auslegung wird von Wilamowitz, Michael, Nestle und Rothe (a. a. O.) hart bestritten. Jedenfalls scheint sie mir gar nichts für Leukas zu beweisen. Wenn, wie wir oben gesehen, zwischen dem heutigen Ithaka und dem Festland ebensogut wie zwischen dem heutigen Leukas und Akarnanien eine Fähre verkehren konnte,

so konnten damit auch auf dem *heutigen* Ithaka Fussgänger ankommen. Aber es ist überhaupt noch immer das Wahrscheinlichste, dass in dieser Formel doch ein naiver Volkswitz vorliegt, wie in α 215 (vgl. δ 387), wo Telemach behauptet, nicht gewiss wissen zu können, wer sein Vater sei. Solche Schnurren erscheinen uns abgeschmackt; aber *der moderne Geschmack ist kein untrüglicher Massstab bei Beurteilung antiker Dichter.* Die Alten haben sich schwerlich an diesen Witzen gestossen.

Dörpfeld stösst sich besonders an der *Annahme eines 4—5 km breiten Isthmus.* Er behauptet, ich stehe mit dieser Annahme allein. Ich werde in einem besonderen Abschnitt nachweisen, dass ich mich hierin auf die Angaben des von ihm selbst anerkannten Fachmanns Ph. *Negris* berufen kann. Natürlich handelt es sich bei obiger Zahl lediglich um einen Schätzungswert, um ein Maximum, das die geologische Untersuchung an Ort und Stelle beliebig reduzieren mag. Nur das steht meiner Meinung nach schon jetzt fest, diese Zahl wird nie auf Null sinken. Im Gegenteil glaube ich, dass, wenn auch die Fachleute selbst wohl noch lange zwischen einem Maximum und einem Minimum hin- und herschwanken werden, schliesslich doch ein recht ansehnlicher Isthmus für die homerische Zeit das Endresultat bilden wird.

Dörpfeld glaubt auf einem solchen Isthmus Felder, Gärten und Häuser annehmen zu müssen. Ich glaube, dass er hierin irrt. Der feste Schlamm, aus dem der Isthmus bestand, war ein ganz junges Meeressediment. Er war als solches noch so sehr mit Meersalz durchgetränkt, dass er völlig unfruchtbar gewesen sein muss. Daher verbot sich auf ihm die Anlage von Feldern und Gärten ganz von selbst. Ein solcher Isthmus ist aber auch der denkbar schlechteste Baugrund. Um daraufzubauen, muss man erst, wie es bei der antiken Brücke (s. u. S. 104) geschehen ist, eine breite Grundfläche aus Steinen herstellen. Diese kostspielige Anlage lohnt sich aber für private Zwecke nicht, wo zu beiden Seiten auf den Felsufern der beste Baugrund in Hülle und Fülle vorhanden ist. Also dürfen wir keine Häuser auf dem Isthmus annehmen. Das Wohnen auf dieser Stelle verbot schon die Feuchtigkeit des Bodens, so dass auch grössere Holzbauten hier kaum denkbar sind. Ich stelle mir daher den Isthmus unbewohnt und unbebaut als öde Fläche vor, deren allmähliche Überschwemmung den Bewohnern gleichgültig war. Nur die Unterbrechung der Landverbindung störte sie; deshalb errichteten sie eine Brücke, genau in dem Augenblick, wo das Meer den Isthmus zu überfluten begann, ca. 100 vor Chr. Diese Brücke, die mit ihren Fundamenten oben auf dem festen Schlamm, also nach meiner Annahme oben auf dem alten Isthmus aufsitzt, ist der beste Beweis für das frühere Vorhandensein einer festen Landverbindung (s. u. S. 105). Bei der ungünstigen Natur dieses Isthmus — man findet noch heute ähnlichen Strand überall, wo das Meer junges, flaches Neuland bespült — eignete er sich nur als Tummelplatz für Jung und Alt, als Werkplatz für Schiffbauer, Zimmerleute, Seiler etc. Von dieser Benützung werden aber wenig Spuren übrig geblieben sein. Es sind höchstens einige Scherben und Werkzeuge auf der alten Oberfläche liegen geblieben, die sich vielleicht als Beweisstücke für deren einstige Trockenheit verwerten liessen. Ich bin überzeugt, dass solche bei den Baggerarbeiten hätten gefunden werden können, aber unbeachtet geblieben sind. Und ist denn die von *Kolbe* (s. o. S. 12) mitgeteilte Tatsache, dass Grabsteine 3 m tief im Schlamm des Sundes gefunden wurden, etwa dadurch schon aus der Welt geschafft, dass Kolbe, wie Dörpfeld in Aussicht stellt, seine daran geknüpften Folgerungen wiederruft? Ist denn Dörpfelds Erklärung wahrscheinlicher? Auch nach Dörpfelds Ansicht

war hier immer seichtes Fahrwasser. Wie sollen wir uns in solchem »ein schwer beladenes Schiff« und vollends den Untergang eines solchen vorstellen? Ein schwer beladenes Schiff müsste hier auf dem Grund aufsitzen, ehe es überhaupt die Fahrt antreten könnte. Und sind denn in der »grossen venetianischen Festung« nachweislich Grabsteine vermauert? Weiss Dörpfeld, wo eigentlich die Nekropole von Leukas lag? Solange Dörpfeld diese Fragen nicht beantwortet hat, ist immer noch die Möglichkeit vorhanden, dass die Steine in situ gefunden worden sind.

Zum Schluss möchte ich noch kurz der homerischen Frage gedenken, die meines Erachtens der Leukashypothese nicht minder gefährlich ist, wie die geologische. Dieses schwierige Gebiet hat Dörpfeld und sein Anhang bisher geflissentlich gemieden. Wir erfahren nur, dass die Leukashypothese die nicht weniger kühne Hypothese vom vordorischen Ursprung der Odyssee zur Voraussetzung hat. Dieser Hypothese ist schwer beizukommen, weil sie eben nur Hypothese ist und bisher nichts Greifbares zu ihrer Begründung vorgebracht wurde, als eben wieder die Leukashypothese. Wir erfahren ferner (Südwd. Schulbl. 22 1905, 2 S. 39), dass Dörpfeld sorgfältig die jüngeren Angaben von den älteren trenne. Aber mit dem Ausscheiden des Schiffskatalogs, wie es anfangs schien, ist diese schwierige Arbeit noch nicht getan. Dörpfeld hat sich unterdessen genötigt gesehen, auch ο 10—42 auszuscheiden (Südwd. Schulbl. S. 50). Wenn aber Dörpfeld einige Teile innerhalb der Odyssee für jünger erklärt, als andere, so muss er natürlich auch auf die ganze Frage der Komposition des Epos eingehen. Er tut das bereits, wie ich höre, in kleineren Kreisen. Es ist Zeit, dass er das Stillschweigen breche und auch diesen Teil der Begründung seiner Leukashypothese nachhole. Jedenfalls ist er es der gelehrten Welt schuldig, die »besonderen Gründe«, die ihn zur Athetese von ο 10—42 bestimmen, öffentlich mitzuteilen.

Zu II. M. Phocion Negris, ein griechischer Ingenieur und Politiker zu Athen, vertritt in einer Reihe von Schriften (s. S. 30 A.), sowie neuestens in einem Jan. 1905 zu Athen gehaltenen Vortrag (Vestiges antiques submergés, Athen. Mitteil. 1904 S. 340—363) die Theorie eines gleichmässigen Steigens der Meeresoberfläche im ganzen Mittelmeer. Ich kann mich hier natürlich nicht ausführlich in die vielerörterte Streitfrage einlassen, ob bei Veränderung der Küstenlinien und Meerestiefen das Meer steigt oder das Land sinkt und umgekehrt. Ich will nur kurz meinen Standpunkt skizzieren, um darzutun, dass meine Ansichten sich keineswegs in allen Punkten mit den Theorien von Negris decken.

Die exakten Angaben von Negris, seine Zahlen und Messungen, sind ausserordentlich wertvoll; auch manchen im einzelnen daraus gezogenen Folgerungen kann man ohne weiteres beistimmen. Gegen die Verallgemeinerung seiner Resultate auf das ganze Mittelmeer hege ich jedoch die schwersten Bedenken; die Vorstellung eines Steigens der ganzen grossen Meeresfläche um 3—4 m scheint mir unvollziehbar. Das Mittelmeer steht ja durch die Meerenge von Gibraltar mit dem Atlantischen Ozean, dieser mit allen Weltmeeren in ungehinderter Verbindung. Eine lokale Erhebung des Meeresspiegels von solchem Betrag ist auf die Dauer undenkbar. Negris muss daher notwendig auch an ein Steigen aller andern Meeresflächen auf der ganzen Erde glauben. Dann müssten die Erscheinungen an allen Meeresküsten dieselben sein. Davon ist aber das gerade Gegenteil der Fall. Ich verweise nur auf die Küste von Schweden und Norwegen, die in messbarer Hebung (1,3 m im Jahrhundert)

begriffen ist. Ich ziehe es daher vor, an ein lokales Einsinken der Ränder des Mittelmeerbeckens zu glauben, eine Erdbewegung, die sich besonders an Griechenlands Küsten unter häufigen und schweren Erdbeben geltend macht (Suess, das Antlitz der Erde II. S. 565 ff.). Ich selbst erlebte in Griechenland ein solches Naturereignis. Ostern 1894 war der Herd der Erschütterung an der Küste Böotiens. Dort am Euripus bildete sich ein viele Kilometer langer Erdspalt, und das Meeresufer sank allmählich unter donnerähnlichem Getöse ins Wasser ab (Von Rom nach Sardes 2. Aufl. S. 162). Einen ähnlichen, wenn auch unendlich langsameren Vorgang haben wir nach meiner Ansicht auch in der positiven Bewegung der Strandlinie im Westen Griechenlands vor uns. Die westlichen Küsten, vor allem die vorgelagerten jonischen Inseln, sind in säkularer Senkung begriffen, deren Betrag sich in der Lagune von Leukas auf ca. 1,6 m im Jahrtausend berechnen lässt. Die lange Reihe der auf Leukas, Kephallenia u. Zakynthos beobachteten Erdbeben, die bis in die neueste Zeit ungeschwächt fortdauern, scheint mir ein Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauungsweise.*)

Dadurch verbietet sich von selbst jede Verallgemeinerung der an einzelnen Orten gemachten Beobachtungen. Es ist selbst in nächster Umgebung eine Verschiedenheit denkbar. Es ist z. B. sehr wohl möglich, dass die Festlandsküste weniger Senkung zeigt, als die Inseln, dass die fernerliegenden Inseln stärker sinken als die am Festland liegenden. Ich möchte hier an die von Negris (Revue univ. S. 255) berichtete auffallende Tatsache erinnern, dass der östliche Molo von Leukas nahe einer kleinen felsigen Strandinsel in 2 m Tiefe ansetzt und sich sofort zur Tiefe von $2^1/_2$ m unter Wasser senkt, von wo sich die übrige Plattform des Molo in horizontaler Richtung weitererstreckt; der westliche Molo endet an der Insel Leukas in $2^1/_2$ m Tiefe. Es wäre an Ort und Stelle zu untersuchen, ob nicht der sichtbare Knick in der Oberfläche des Molo einer Verwerfungslinie entspricht, so dass angenommen werden müsste, Leukas habe sich seit Erbauung des Molo um $^1/_2$ m mehr gesetzt als die dortige Festlandsküste.

Ich habe diese Bedenken zurückgestellt, um nicht nach zwei Fronten zugleich kämpfen zu müssen, und weil sie mir für die Kritik der Leukashypothese unwesentlich erschienen. Ob Leukas sinkt oder das Meer steigt, ob gleichmässig mit dem ganzen Mittelmeerbecken oder nicht, das alles ändert an der beobachteten Tatsache absolut nichts; es bleibt dabei: seit Erbauung des Molo ist das Niveau des Meeres bei Leukas um $3^1/_2$—4 m höher geworden.

Dörpfeld (Südwstd. Schulbl. 22, 1905 N. 2 S. 42) glaubt an meinem Aufsatz tadeln zu müssen, dass er »sämtliche Angaben über den Zustand des Kanals der Schrift des griechischen Ingenieurs Ph. Negris entnimmt, aber nicht sagt, dass dieser Fachmann auf Grund derselben Tatsachen zu dem entgegengesetzten Resultat gekommen ist.« Aus diesem Vorwurf ersehe ich, dass Dörpfeld den Aufsatz in der Revue universelle (1903) bisher als ein

*) Auch Philippson (das Mittelmeergebiet, Lpz. 1904) vertritt diese Anschauung. S. 18 »Auch in historischer Zeit scheinen sich die Küsten zu bewegen, meist sinkend, einige vielleicht auch steigend.« Nach S. 22 ist »die Zahl der Anzeichen, die auf eine Senkung der Küste in historischer Zeit hinweisen, am Mittelmeer eine so grosse, dass man kaum daran zweifeln kann, dass tatsächlich weite Küstenstrecken sich in absteigender Bewegung befinden. An den Küsten Griechenlands und des westlichen Kleinasiens (besonders Lykiens), Dalmatiens und Istriens . . . . sind solche Anzeichen, besonders antike Bauten, die sich jetzt im Wasser befinden, in grosser Zahl bekannt«. Ebendaselbst ist in der Anm. die Literatur über diese Frage angegeben.

fachmännisches Gutachten zu Gunsten der Inselnatur von Leukas aufgefasst hat. Dem ist aber nicht so. Negris vermeidet in jenem Aufsatz geflissentlich, sich über die Natur von Leukas auszusprechen; seine Zahlen und Berechnungen dagegen führen — allerdings ohne dass Negris selbst diesen Schluss zieht, da derselbe für seine eigene Theorie ganz unwesentlich ist — mit zwingender Beweiskraft auf die Annahme eines festen Isthmus, der bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. bestanden haben muss. Erst auf Dörpfelds Aufforderung hin, hat sich Negris in öffentlichem Vortrag (Jan. 1905) mehr zu Gunsten der Leukashypothese ausgesprochen. Die ausdrückliche Erklärung, dass Leukas stets eine Insel gewesen sei, kann ich auch in Negris' neuestem Aufsatz nicht finden; er scheint mir im Gegenteil die Halbinselnatur von Leukas aufs neue zu beweisen.

Meine eigenen Folgerungen gründen sich auf den Satz (Revue univ. 47,4; 1903 III, 3 S. 263 f.): Pendant la construction du nouveau canal de navigation, M. Sakellaropoulos a constaté que la lagune à travers laquelle était creusé le canal, présentait:

0^m 30 à 0^m 40 d'eau
4^m 00 à 4^m 50 de boue

dont 2,50 m à 3 mètres de boue molle et 1,25 m à 1,75 m de boue tenace, mais de même aspect et contenant les mêmes coquilles marines que la boue molle supérieure. La surface de séparation des deux couches de boue, se trouvait donc à très peu près à la profondeur de 3 mètres, qui correspond au niveau que devait présenter la mer à l'occupation du détroit par les Corinthiens et plutôt au-dessous. On en conclut avec raison que la boue molle s'est déposée depuis cette occupation et la boue tenace avant cette époque. (cfr. S. 265: la boue de 2,75 m d'épaisseur a mis 2 500 ans pour se déposer.)

Negris berechnete damals das Steigen des Meeres anf 3 m in 2 500 Jahren. Mit Hilfe seiner Veröffentlichung in den Comptes rendus de l'Académie des Sciences (1904 N. 5 p. 379 f.) verbesserte ich dies Resultat in ausführlicher Begründung auf ca. 1,6 m in 1000 Jahren. Wie richtig ich gerechnet hatte, beweist die neueste Arbeit, in der Negris jetzt selbst ein Steigen des Meeres um 1,5 m in tausend Jahren annimmt (Ath. Mitt. 1904 S. 360). Man erhält damit ein Anwachsen des Meeres um 3,75 m in 2 500 Jahren, womit also meine Behauptung eines Steigens des Meeres um ca. 4 m seit der Gründung von Leukas (S. 11) übereinstimmt. Weshalb Negris plötzlich annimmt, dass dieses Steigen vor Chr. Geburt langsamer gewesen sei (nur 1 m in 1000 Jahren, Ath. Mitt. S. 360), ist mir nicht verständlich; er hat dazu absolut keine Veranlassung, solange er noch nicht festgestellt hat, wie weit die in Rechnung genommenen Molen bei ihrer Erbauung über das Wasser emporgeragt haben. Er sagt ja selbst (Ath. Mitt. S. 358): le môle au moment de sa construction dépassait le niveau de l'eau de 1 m au moins. Ich kann mir das nur damit erklären, dass er noch immer daran festhalten möchte, dass der von ihm angenommene tiefste Stand des Meeres, 5 m unter der jetzigen Oberfläche, 4000—4 500 Jahre vor unserer Zeit eingetreten sei, wie er Revue univ. S. 265 ausführt (Ath. Mitt. S. 360: 4000). Denn rechnen wir eine gleichmässige Zunahme von 1,5 m im Jahrtausend, so wäre der Tiefstand schon vor 3 1/3 Jahrtausenden, bei einer Zunahme von 1,6 m gar schon vor 3 Jahrtausenden eingetreten gewesen. Wir hätten dann eben zwischen 1400 und 1100 vor Chr., also gerade in der griechischen Vorzeit jenen tiefsten Stand anzunehmen, bei dem Leukas die meiste Aussicht

hatte, Halbinsel zu sein. Sollte Negris plötzlich wegen dieses der Leukastheorie unbequemen Resultats seine Rechnungsart geändert haben?

Wie dem auch sei, auch Negris nimmt ja jetzt ein Steigen des Meeres um mindestens 3,5 m seit 2500 Jahren an (Ath. Mitt. S. 358 oben), d. h. er nimmt an, dass ums Jahr 700, bei Gründung der korinthischen Kolonie Leukas, das Meer mindestens 3,5 m tiefer stand als heutzutage. Da er die oben zitierten Sätze (Revue S. 263 ff.) nicht zurückgenommen hat, auch gar kein Grund einzusehen ist, weshalb er sie zurücknehmen sollte, so ergibt seine eigene Berechnung (»la boue molle de 2,75 m d'épaisseur a mis 2500 ans pour se déposer«), dass die Oberfläche des festen Schlammes, die sich jetzt ca. 3 m unter der heutigen Oberfläche des Meeres befindet, damals mindestens ½ m über der Wasserfläche lag. Wir erhalten also aus Negris eigenen Angaben die klare Vorstellung eines trockenen Isthmus; dieser bestand eben aus dem festen Schlamm, den wir heute noch konstatieren können. Die Breite dieses Isthmus ergibt sich aus dem Satz (Revue S. 264): Ainsi les Corinthiens durent creuser le canal dans cette boue ferme sur une longueur de 4 à 5 km. Also auch mit der Annahme eines 4—5 km breiten Isthmus stehen wir nicht allein, wie Dörpfeld Südwstd. Schulbl. 1905 S. 44 meint; wir haben das Recht gehabt, auch diesen Punkt aus den Angaben seines eigenen Gewährsmanns Negris zu folgern. Es ist mir wiederum unverständlich, weshalb Negris diese naheliegende Konsequenz seiner eigenen Angaben und Berechnungen nicht selbst zieht, warum er jetzt lieber die Verschiedenheit in der Konsistenz des Schlammes durch die Einwirkungen der Meereswellen, die zeitweise in den Sund eindringen konnten, zeitweise aber abgehalten waren, erklärt wissen will. Wir lesen Ath. Mitt. S. 358: Tant que la mer ne recouvrait pas les môles, ces derniers maintenaient derrière eux dans la lagune un calme relatif, qui permettait aux boues de se déposer tranquillement, en formant un dépôt ferme. Sitôt que la mer, dans son mouvement ascensionnel, eut déposé les môles, les vagues pénétrèrent librement dans la lagune et, remuant sans cesse le dépôt superficiel jusqu'à une certaine profondeur, ne permirent plus qu'il prît une consistance ferme. Diese neueste Erklärung ist unvereinbar mit den oben zitierten Sätzen (Revue S. 263 f.), wo Negris zu dem völlig einwandfreien Schluss kam, dass der weiche Schlamm sich seit Gründung von Leukas gebildet habe, während der harte älteren Datums sei. Zur Zeit der Gründung von Leukas ragte ja die Oberfläche des festen Schlammes, wie wir oben nach Negris eigenen Berechnungen feststellten, mindestens ½ m über die damalige Wasserfläche empor. Wie kann sie dann ihre Festigkeit der Einwirkung der Meereswellen verdanken? Dieser seltsame Erklärungsversuch legt wiederum die Frage nahe: Sollte nicht auch bei dieser neuesten Wellentheorie wiederum die Leukashypothese die Mutter des Gedankens gewesen sein?

Merkwürdigerweise stimmt die in ein und demselben Aufsatze (Ath. Mitt. S. 356) mitgeteilte Rekonstruktion der antiken Brücke bei Leukas ebensowenig zu dieser Theorie, wie die älteren Angaben. Bei der Wichtigkeit dieses Punktes reproduzieren wir mit Herrn Negris' gütiger Erlaubnis die in Rede stehende Figur:



REKONSTRUKTION DER ANTIKEN BRÜCKE ZU LEUKAS.

Man betrachte die von Negris gegebenen Mass-Verhältnisse der Brücke: der Abstand der Pfeiler beträgt 3 bis 3,5 m, die lichte Weite höchstens 3 m, der senkrechte Abstand des Scheitels der Bogenwölbung vom Steingrund etwa 2 m, die Höhe der ganzen Brücke (ohne Steingrund und Geländer) kaum 3 m. Das Entscheidende aber ist der Satz (S. 357): la couche de moellons (das Steinfundament) arrivait à très peu près à la surface de l'eau ou en était éloignée de 0,10 m à 0,20 m, comme cela se passe aujourd'hui pour des constructions semblables. Negris nimmt also an, dass die obere Fläche des Steinfundaments ungefähr dem Meeresniveau zur Zeit der Erbauung entsprach. Und hierin hat er sicherlich Recht, denn das Steinfundament liegt nur ½ m tiefer als die Oberfläche der Molen. Er setzt die Erbauung der Brücke ca. 100 v. Chr., also gerade in die Zeit, wo wir annehmen, dass die überhandnehmende Überschwemmung des Isthmus eine Brücke notwendig gemacht habe. Das Steinfundament repräsentiert gerade die Oberfläche des festen Schlammes; die Tatsache, dass man damals auf dieser Oberfläche eine Steinbrücke bauen konnte, beweist für jene Zeit schon einen sehr hohen Grad von Festigkeit, wie er ganz jungen Sedimenten nicht zukommt. Aus Negris' Rekonstruktion und Berechnung geht auch ganz deutlich hervor, dass er selbst an das Vorhandensein einer fahrbaren Meeresstrasse an dieser Stelle nicht glaubt. Die von ihm gezeichnete und beschriebene Brücke kann nur über einen ganz seichten, unwegsamen Sumpf geführt haben. Für die Durchfahrt von Schiffen fehlte es nicht bloss am Raum, sondern vor allem am Wasser.

Wie verträgt sich nun dieser Tatbestand mit Negris' eigener Wellentheorie? Zur Zeit der Erbauung der Brücke ragte nach Negris' Rechnung der Molo noch immer mindestens ½ m über das Wasser; er hielt also noch immer die Wellen ab. Seit die Brücke stand, wurde das den Isthmus allmählich bedeckende Wasser auch noch durch die Brücke selbst gegen die Wellen geschützt. Diese hat nach der definitiven Überflutung der Molen bis auf den heutigen Tag die Rolle der Beruhigerin der Wellen in der Lagune übernommen. Trotzdem steht sie heutzutage in 2,5 m weichem Schlamm. Warum hat sich denn nicht auch dieser Schlamm verfestigt, wo doch die Brücke die Wellen abhielt? Negris hat dazu noch bis vor kurzem (Comptes rendus 1904 S. 379) angenommen, dass die Bogen unter den Pfeilern vermauert waren, um die Lagune nach Süden zu schliessen. Jetzt widerruft er diese Angabe (Ath. Mitt. 1904 S. 336 A 1). Weshalb? fragt man wiederum erstaunt. Wohl seiner Wellentheorie zu liebe; denn dann allerdings wäre vollends die Ruhe des Grabes in der Lagune eingetreten und der Schlamm müsste sich nach Negris' Idee verfestigt haben.

Also das hilft alles nichts. Die Tatsache, dass die Brücke heutzutage von ihrem Steinfundament an in weichem Schlamm steckt und zwar genau in der durchschnittlichen Höhe des weichen Schlammes (2,50 m), dass ferner ihr Steinfundament selbst auf dem harten Schlamm obenaufsitzt, der, weil nur ½ m unter der Oberfläche der Molen liegend, ums Jahr 100 v. Chr. eben erst von den Wellen erreicht worden war, beweist klar und deutlich, dass Negris' neueste Erklärung der verschiedenen Konsistenz des Schlammes von vornherein unhaltbar ist, dass vielmehr seine erste Erklärung noch immer zu Recht besteht: der weiche Schlamm hat sich in geschichtlicher Zeit gebildet, während der harte Schlamm älteren Datums ist. Wir haben also keinen Grund, irgend eine der aus diesem Satz gezogenen Folgerungen zurückzunehmen; vielmehr hat Negris durch seine neuesten Angaben über die antike Brücke von Leukas die Richtigkeit derselben aufs neue bestätigt.

Zu III. Skylax 34 (ed. Müller geogr. gr. Min. 1853 I S. 36) kommt auf seinem Periplus von Norden, aus dem ambrakischen Meerbusen: *ἔξω τοῦ Ἀνακτορικοῦ κόλπου αἵδε· ἀκτὴ καὶ πόλις Λευκὰς καὶ λιμήν· αὕτη [ἡ ἀκτή] ἀνέχει ἐπὶ τον Λευκάταν, ὅ ἐστιν ἀκρωτήριον πόρρωθεν ἐν τῇ θαλάττῃ [ἐκφαινόμενον] ... Αὕτη δ'ἐστὶ νῦν νῆσος τὸν ἰσθμὸν ἀποτεταφρευμένη*, hiezu Gloss.: *Εὔριπος Διόρυκτος ἐν τῷ ἰσθμῷ*.*) Diese Stelle ist mit Recht von Bérard als Zeugnis für die Halbinselnatur von Leukas in Anspruch genommen worden. II 422: le vieux périple de Skylax a raison de nous dire que Leucade est une presqu'île, *ἀκτὴ καὶ πολις Λευκάς*, qui tient à l'Acarnanie et s'avance dans la mer jusqu'au Promontoire Blanc, au cap Leucade: *αὕτη ἀνέχει ἐπὶ τὸν Λευκάταν*. Bérard stimmt in dieser Auslegung mit dem Herausgeber des Skylax, Müller, überein, der die ganz verdorbene Überlieferung in derselben Weise zurechtlegt und erklärt, soweit dies überhaupt bei dem lückenhaften Text möglich ist. Goessler (S. 29) beruft sich dagegen auf Skylax zum Beweis der Inselnatur von Leukas und fasst die Stelle folgendermassen: »er fährt von Norden her und erwähnt nacheinander *ἀκτή, πόλις, Λευκάς, λιμήν*. Das sind ganz klare Anschauungen: *ἀκτή* ist der Vorsprung der Insel, die Kieselnehrung, mit Recht als ein Teil der Insel betrachtet, dann kommt er durch die Lagune zur Stadt, endlich zum Hafen, bis zum südlichen Molo reichend.« Diese Auslegung ist ebenso neu als kühn; auf diese Weise soll das offenkundig gegnerische Zeugnis in einen Bundesgenossen verwandelt werden. Selbstverständlich ist die *ἀκτή* nicht eine namenlose Sandbank, sondern Leukas selbst, das in den bekannten Leukadischen Fels ausläuft, und der Periplus führt um diesen herum von Süden her zu Stadt und Hafen, also gerade nicht durch die Lagune. Ferner nennt Goessler zwar diese, in seiner Deutung ihm bequeme Notiz des Skylax voralexandrinisch, fährt dann aber wörtlich fort: »die Notiz, dass erst der Durchstich der Korinther Leukas zur Insel gemacht habe, taucht erst auf in nachalexandrinischer Zeit.« Er übersieht völlig, dass schon Skylax selbst diese Notiz bringt; denn mit *ἀποτεταφρευμένη* ist doch ganz deutlich auf den Kanal der Korinther angespielt, wie schon Müller ganz richtig angemerkt hat. Gegen diese Behandlung und Verwertung der Skylax-Stelle durch Goessler ist daher energisch Protest einzulegen, was man auch von Skylax selbst denken mag. Dass die Quelle, auf welche der unter dem Namen des Skylax von Karyanda überlieferte Periplus zurückgeht, ins 4. Jahrhundert v. Chr. zu verweisen ist, darin stimmen die Gelehrten überein (s. gr. Litgesch. von Christ, 4. Aufl. 1905). Wenn man übrigens die Prolegomena zu Skylax bei Müller (geogr. gr. m. I S. XXXIII ff.) durchliest, so bekommt man den Eindruck, dass überhaupt grosse Vorsicht in Verwendung der Zeugnisse dieses Gewährsmannes geboten ist. Müller kommt zu dem Resultat, dass der Periplus den Namen des Skylax von Karyanda, nach Herod. 4, 44 eines Zeitgenossen des Darius Hystaspes (521—485 v. Chr.), mit Unrecht trägt. Es scheint vielmehr zwischen 338—335 v. Chr. von einem Mann, der jedenfalls die Küsten Griechenlands aus eigener Anschauung kennt, eine allgemeine Küstenbeschreibung des Mittelmeeres verfasst worden zu sein. Auf diese an sich für die Geographie Griechenlands wertvolle Quelle geht unser „Skylax" zurück. Aber dieser stellt nur einen ganz flüchtigen, zudem durch Randglossen, die in den verdorbenen Text geraten sind, ganz entstellten Auszug dar, dessen barbarische Sprache auf das 3. oder

*) Interessant ist, dass Skylax auf seiner Weiterfahrt von Leukas zuerst nach Ithaka kommt, dann erst nach Kephallenia, ganz wie schon Homer die Lage dieser Inseln auffasste.

4. Jahrhundert n. Chr. hinweist. Als bezeichnendes Beispiel hierfür dient gerade unsere Stelle. Nihil nostro opusculo corruptius, nihil humilius est, ruft Müller aus. Bei dieser Sachlage habe ich Skylax aus der Reihe der Zeugnisse für Leukas' Halbinselnatur ausscheiden zu müssen geglaubt, obgleich ich die Auslegung Müllers und Bérards für richtig halte. Wenn Goessler übrigens die Worte: *Αὕτη δ' ἐστὶ νῦν νῆσος τὸν ἰσθμὸν ἀποτεταφρευμένη* als nachalexandrinische Interpolation betrachtet haben will, so habe ich dagegen nichts einzuwenden. Dann ist aber Skylax vollends ein ganz unzweideutiges Zeugnis für die Tatsache, dass Leukas im 4. Jahrhundert v. Chr. noch eine Halbinsel war.

Dulichion.

Zu I. Zwei Dulichiontheorien der neuesten Zeit dürfen nicht unerörtert bleiben, die von Partsch (Kephallenia und Ithaka) im Erg.-Heft N. 98 von Petermanns Mitteil. 1890 S. 37 f. entwickelte Hypothese und die Aufstellungen Bérards (Les Phéniciens et l'Odyssée) II 421—437.

Partsch schlägt vor, Dulichion als selbständiges Glied der grossen Insel Kephallenia zu betrachten, und bezeichnet mit Pherekydes (Strabo X 2, 14 p. 456) das Gebiet von Pale, die westliche Halbinsel von Kephallenia, als das Dulichion der Urzeit, das entsprechend der Selbständigkeit seiner Gestaltung und Natur wohl als Getreide- und Wiesenland dem Bergland von Same gegenübergestellt werden konnte. Diese Theorie hält aber keiner genaueren Prüfung stand. Schon die Lügenerzählung in ξ 315 ff. ist mit einer solchen Lage von Dulichion nicht vereinbar. Wie soll man es machen, um auf dem Wege von Thesprotien nach Pale an Ithaka vorbeizukommen? Sodann der Schiffskatalog (B 625 ff.), der Same und Dulichion trennt und sogar verschiedenen Reichen zuweist, Same mit Ithaka dem Reich der Kephallenen unter Odysseus, Dulichion mit den Echinaden, Elis gegenüber, dem Reich des Epeiers Meges (s. o. S. 24). Es ist doch äusserst gezwungen und unnatürlich, dass die Kephallenen auf Ithaka und dem ganzen langen Gebirge von Kephallenia das Epeier-Reich Dulichion in zwei weit voneinander getrennte Gebiete spalten, dass das herrschende Land Dulichion gerade das westlichste, die beherrschten Echinaden das östlichste Gebiet der jonischen Inseln darstellen, dass auf ein und derselben Insel (Kephallenia), die doch selbst nicht übermässig gross ist, zwei Reiche verschiedenen Stammes friedlich nebeneinander bestehen sollen. Partsch versucht vergeblich (S. 38), aus dieser Not eine Tugend zu machen. Diese überraschende Verbindung räumlich getrennter Gebiete soll nach ihm beweisen, dass der Dichter des Schiffskatalogs nicht fabuliert, sondern geschichtliche Tatsachen berichtet. Nein, ganz im Gegenteil, die Notlage dieser Theorie, Nichtzusammenpassendes um jeden Preis verbinden zu müssen, beweist, dass Partsch fabuliert, und das Urteil, das er über Oberhummers Annahme fällt, Dulichion sei an der Acheloos-Mündung zu suchen, fällt auf ihn selbst zurück: Partsch's Vermutung hat nur die Verwirrung vermehrt, welche seit alters in der Dulichionfrage herrscht.

Das gilt noch in weit höherem Grade von Bérard, der zwar mit Strabo die Insel Dulichion unter den Echinaden östlich von Ithaka sucht, aber nun auf den ganz unglücklichen Gedanken kommt, die Insel Meganisi, eine der taphischen Inseln zwischen Leukas und dem Festland, als Dulichion in Anspruch zu nehmen. Zudem lässt er dieses sein Dulichion wiederum durch Taphos,

das er dafür in der nördlichsten Echinade Dragonara wiedererkennen will, von den übrigen Echinaden abgetrennt sein. Um diese sichtliche Verirrung überhaupt zu verstehen, muss man wissen, dass Bérard von einem blinden Glauben an die Beweiskraft der Etymologie (s. hierüber unten zu »Ithaka« II.) erfüllt ist. Meganisi ist für ihn Dulichion, weil beide Namen das Gleiche bedeuten: eine langgestreckte Insel. Dieses gewiss völlig zufällige Zusammentreffen ist ihm Beweis genug, um gänzlich darüber hinwegzusehen, dass Meganisi nördlich von Ithaka liegt, dass man also auf dem Weg vom Thesprotenland nach Kreta unmöglich auf den Gedanken kommen kann, vorher in Ithaka zu landen (ξ 315 ff.), dass ferner die kleine, schmale, wasserarme und schwach bevölkerte Insel das gerade Gegenteil von dem ist, was Homer unter Dulichion sich vorstellt (s. o. S. 26). Es ist schade, dass Bérard auf diese Weise seine an sich beachtenswerte Methode selbst ad absurdum geführt hat.

Zu II. Über Negris und die Frage der Hebung des Mittelmeerspiegels s. Anhang zu »Leukas« II, S. 101 ff.

* * *

Dörpfeld verschmäht es in seiner Entgegnung (Südwstd. Schulbl. 22, 1905 2 S. 47), auf die Dulichionhypothese Oberhummers einzugehen. Er hält eine Widerlegung derselben für überflüssig, so sehr unterschätzt er noch immer ihre Lebenskraft. Er irrt jedoch, wenn er meint, sie sei lediglich auf den Schiffskatalog und Strabo aufgebaut; ich glaube nachgewiesen zu haben, dass sie sich auch mit den Angaben der Odyssee deckt. Er irrt ferner, wenn er meint, die Dulichionhypothese in Parallele mit seiner Leukastheorie stellen zu dürfen. Ich finde, es besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden. Für die Aufstellung der Leukashypothese lag keine zwingende Notwendigkeit vor, da man in der Ithakafrage ganz gut ohne eine moderne Theorie auskommt; sowohl Homer als die Nachrichten der geschichtlichen Zeit weisen ausführlich und deutlich auf das heutige Ithaka hin. Ganz anders bei Dulichion. Hier ist man von vornherein nur auf Vermutungen angewiesen, da einerseits Homer es nur ganz gelegentlich und dann kaum mehr als den blossen Namen nennt, andererseits die Alten bereits frühe seine Spur ganz verloren haben. Es liegt hier also wirklich eine Unterbrechung der Tradition vor, man braucht sie nicht erst künstlich zu konstruieren. Jede Dulichiontheorie hat sich mit dieser Tatsache abzufinden. Oberhummers Hypothese ist schon deshalb die beste, weil sich mit ihrer Hilfe eine natürliche Ursache für diese tatsächliche Unterbrechung angeben lässt. Diesen Nachweis glaube ich erbracht zu haben.

Asteris.

Zu II. Dörpfeld bezweifelt brieflich die Möglichkeit einer Veränderung von Daskalio und erklärt den Kalkstein der Insel für ganz besonders hart und widerstandsfähig. Hierüber müssen natürlich Sachverständige an Ort und Stelle entscheiden. Wenn meine Vermutungen über Asteris wenigstens den Erfolg haben, dass Daskalio endlich genau vermessen und geologisch wie archäologisch untersucht wird, so bin ich befriedigt, was auch der endgültige Spruch der Fachleute sein mag.

Da aber Dörpfeld voraussichtlich seine Einwände gegen die von mir angenommenen Veränderungen auch öffentlich wiederholen wird, so sei hier zu deren Verteidigung vorläufig wenigstens das ins Feld geführt, dass gerade

Dörpfeld am wenigsten Ursache hat, gegen mich zu zeugen; denn ich kann mich zu meiner Rechtfertigung geradezu auf ihn selbst berufen.

Dörpfeld hat nämlich unterdessen in der Einleitung zu seinem »Leukas« (Zwei Aufsätze über das homerische Ithaka, Athen 1905) S. V folgende These veröffentlicht: »Die νῆσοι Θοαί (o 299) erkenne ich in den Montague-Rocks, kleinen Felsen, die zwischen dem Vorgebirge von Elis und Kephallenia jetzt unter dem Meeresspiegel liegen, aber vermutlich im Altertum, als der Meeresspiegel niedriger lag, sichtbar gewesen sind. Sie waren vorzüglich als Richtungspunkt geeignet für ein Schiff, das von Pylos kommend, am elischen Vorgebirge den Peloponnes verliess, um nach Kephallenia, Ithaka und Leukas zu fahren.«

Damit tritt Dörpfeld selbst auf die Seite derer über, die im Gebiet der jonischen Inseln Veränderungen, sowohl durch Erosion als durch Hebung des Meeresspiegels annehmen. Wie gross diese nach seiner Ansicht sein können, ersehen wir aus dem, was Bérard, der ebenfalls die νῆσοι θοαί in den Montague-Rocks wiedererkennen möchte (s. hierüber S. 41 A.) zur Sache beibringt. Seiner Seekarte (Fig. 21) entspricht folgende Beschreibung (I 141): ce dangereux plateau de roches s'étend sur une espace d'un mille du Nord au Sud et comprend quatre pâtés distincts, couverts de cinq à neuf mètres d'eau. Nach Dörpfeld waren also diese jetzt 5 m und tiefer unter dem Meer liegenden Felsspitzen in homerischer Zeit weithin sichtbare Richtungspunkte für die Schiffahrt; sie müssen also damals 5 m und höher über das Meer emporgeragt haben. Dem will ich nicht widersprechen (die νῆσοι θοαί waren sie übrigens deshalb noch lange nicht); dann soll aber Dörpfeld auch meine Annahme nicht mehr für unmöglich erklären. Es ist doch anzunehmen, dass die Montague-Rocks als Glieder derselben geologischen Formation aus demselben Kalkstein bestehen, wie Daskalio. Hier im freien Meer mag die zerstörende Wirkung des Wassers grösser sein als im Sunde von Ithaka; deshalb nehme ich aber auch bei Daskalio einen weit geringeren Betrag in Rechnung. Dörpfeld jedenfalls hat kein Recht, denselben fortan noch für übertrieben zu erklären (s. jetzt auch Michael, die Heimat des Odysseus, Jauer 1905 S. 29 f.).

Homerische Landschaft.

Zu I. Dieser Aufsatz scheint vielleicht manchem Leser auf den ersten Blick aus der Reihe zu fallen, indem er mehr der ästhetischen als der geographischen Betrachtung der Odyssee entspringt. Die erste Anregung dazu ging allerdings von den Ästhetikern aus (Biese, die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen, Kiel 1882 S. 7—19; Kammer, ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias, Paderborn, 1889, 2. A. 1901; Sitzler, ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee, Paderborn 1902). Dem Zweck meiner Studien entsprechend, bin ich aber rasch zur geographischen Betrachtungsweise weitergeschritten.

Hiezu gab mir W. Nestles ausführliche Kritik Goesslers im »Neuen Korrespondenzblatt« 1904 H. 10 S. 391 ff. willkommene Anregung. Das Thema war mir nahegelegt durch Nr. 3 der von ihm S. 394 aufgeworfenen Fragen: »Inwieweit enthalten die Schilderungen der Örtlichkeiten auf Ithaka Bestandteile, die dem epischen Stil als solchem eigentümlich sind?« Der von Nestle angedeuteten Beantwortung dieser Frage kann ich nicht zustimmen. Wenn er z. B. aus der Tatsache, dass χθαμαλός ebenso von der Insel der Kirke als von Ithaka gebraucht wird, den Schluss zieht, dass χθαμαλός »zum Inventar der epischen Landschaftsschilderung gehört«, so erscheint mir dieses

Vorgehen entschieden zu radikal. Ich will zugeben, dass Beiwörter und Formeln, wie πολυβενθής und περισκεπτῷ ἐνὶ χώρῳ wenig beweiskräftig sind, obgleich auch von ihnen nirgends der Nachweis geführt ist, dass sie etwa gedankenlos oder unpassend verwendet wären. Am ehesten wird man das bei den schillernden Beiwörtern von Meer und Luft behaupten können. Die eigentlich geographischen Formeln aber erscheinen mir dagegen der Ausdruck einer scharfen, allerdings auf das Typische der gegebenen Landschaft gerichteten Beobachtungsgabe des Dichters. Wo sie gleichlautend oder in Anklängen wiederkehren, liegt die Übereinstimmung in der Landschaft begründet. Indem Nestle diesen Gesichtspunkt ganz ausser acht lässt, kommt er zu der irrtümlichen und irreführenden These: »Die Ziegeninsel, die Kyklopenhöhle, Scheria und die Inseln der Kirke und Kalypso werden mit dem gleichen Detail und denselben typischen Mitteln des epischen Stils geschildert wie die Phorkysbucht und andere Örtlichkeiten auf Ithaka.«

Diesem weitverbreiteten Irrtum gegenüber habe ich zunächst in I zeigen wollen, dass es sich bei den von Nestle angeführten Übereinstimmungen nicht um typische Mittel des epischen Stils, sondern um typische Eigenschaften der griechischen Landschaft handelt. Man darf nicht übersehen, dass gerade in der Landschaftsbeschreibung bei Homer das Formelhafte auffallend zurücktritt. Obgleich sich die Hafenbuchten der griechischen Meere, wie Nestle selbst richtig bemerkt, zum Verwechseln ähnlich sehen, hat der epische Stil keine Buchtformel gebildet; im Gegenteil, der Dichter weiss die einzelnen Landeplätze immer wieder individuell zu charakterisieren. Wo die Eigenschaften zweier Buchten tatsächlich die gleichen sind, bemüht er sich, wenigstens den Ausdruck zu variieren. Deshalb tut Nestle vor allem Unrecht daran, den Phorkyshafen deshalb für erdichtet zu erklären, weil dieser das typische Bild einer griechischen Bucht darstellt, oder gar weil die nach dem Modell griechischer Buchten gearbeiteten Häfen des Märchenlands natürlicherweise ähnliche Eigenschaften aufweisen. Wenn er dann vollends die ganze Ithakalandschaft mit den Märchenlandschaften in einen Topf wirft, so ist dagegen energisch zu protestieren. Diesem Zwecke sollten meine weiteren Ausführungen dienen. Es galt einerseits die Ithakalandschaft durch Aufstellung klarer und scharfer Grenzen ein für allemal der Märchenwelt zu entrücken und ihr das Wirklichkeitsrecht zurückzuerobern, andererseits ihre nahe Verwandtschaft mit der Iliaslandschaft zu erweisen und ihre auf annähernd gleicher Stufe stehende Naturtreue zur Anschauung zu bringen.

Zu II und III. Auch die von Nestle schon gerügten Unklarheiten und Widersprüche Goesslers in diesem Punkte machten ein näheres Eingehen auf die homerische Landschaft notwendig. Es handelt sich bei Ithaka ob man es nun in Leukas wiedererkennen will oder im heutigen Thiaki, vor allem um eine klare Beantwortung der Frage, wie sich Homer der einzelnen, bestimmten Landschaft gegenüber verhält. Erst wenn wir über diese grundlegende Vorfrage eine klare Anschauung, ein einleuchtendes System gewonnen haben, können wir die Angaben der Odyssee über die Örtlichkeiten Ithakas richtig und überzeugend verwerten.

Die Unerlässlichkeit solcher Vorstudien zeigt uns am besten Goesslers Arbeit, die schon deshalb der zwingenden Kraft entbehrt, weil sie über diese Dinge auf wenigen Seiten (S. 11—13) mit ein paar rasch hingeworfenen »Leitsätzen« zur Tagesordnung übergeht. S. 11 lesen wir: »Wir dürfen gar kein einheitliches oder völlig naturgetreues geographisches Bild in der Dichtung

erwarten.« S. 13 wird zugegeben: der Dichter »mag auch die und jene lokale Einzelheit der Situation zuliebe erfunden haben, vielleicht die Nymphengrotte an der Phorkysbucht oder die Rheithronbucht.« Trotz dieser Sätze wird aber im weiteren Verlauf die grösstmögliche Übereinstimmung zwischen Dichtung und Wirklichkeit gefordert, ja neben den andern Örtlichkeiten des homerischen Ithaka ohne weitere Bedenken auch eben die angezweifelte Nymphengrotte an der Phorkysbucht und die Rheithronbucht (nach S. 68 will es fast scheinen letztere vergeblich, s. o. S. 77) auf Leukas nachzuweisen gesucht. Und doch schreibt Goessler S. 13 sehr wahr: »Man darf sich nicht verleiten lassen, mit den zwei Möglichkeiten der Erfindung und der Wiedergabe der Wirklichkeit förmlich zu spielen . . . .«

Ebendaselbst lesen wir folgenden »Leitsatz«: Auf »sicherem Boden« befinden wir uns, »wo die Handlung sich auf einem einheitlich gemalten Hintergrunde bewegt, der nicht entfernt werden könnte, ohne dass die Handlung an dichterischer Wirkung verlöre.« S. 11 aber weist Goessler die aus diesem Satz unabweisbar sich ergebende Folgerung, dass dann Homer das erwiesen fabelhafte Scheria besucht haben müsse, mit der seltsamen Begründung ab: »es baut sich darauf keine eigentliche ausgedehnte Handlung auf, die etwa gar noch an mehreren genau zu unterscheidenden Plätzen vor sich ginge.« Wer sich irgend der abwechslungsreichen Vorgänge und Scenerie im Phäakenland erinnert, wird zugeben, dass hier gerade das Gegenteil der Fall ist. Diese Unterscheidung genügt also nicht, sie fordert vielmehr den Widerspruch der Gegner geradezu heraus. Es galt also vor allem eine bessere Grundlage zu schaffen, ehe an den Aufbau der Topographie der homerischen Insel Ithaka gegangen werden konnte.

Ithaka.

Zu II. M. Victor Bérard behandelt in Les Phéniciens et l'Odyssée (T. 1 Paris 1902, 591 S., T. 2. Paris 1903, 630 S.) den ganzen ungeheuren Stoff der Geographie der Odyssee, indem er zur Erklärung vor allem die Instructions nautiques beizieht, das offizielle Sammelwerk der französischen Marine, das auf Grund der seit Alters überlieferten Erfahrungen Küsten, Strömungen und Windverhältnisse des Mittelmeers genau verzeichnet. Aber auch allerlei Reisebeschreibungen aus dem Mittelalter und der neueren Zeit werden zu Hilfe genommen, um geographische und ethnographische Besonderheiten der Mittelmeerküsten zu erweisen. Eine überwältigende Fülle wichtiger Notizen aus allen geschichtlichen Jahrhunderten liegt so in dem Werke vereinigt, das fortan eine unerschöpfliche Fundgrube für homerische Geographie bildet.

Der Gesamtinhalt interessiert uns hier weniger: ich verweise daher auf die übersichtliche Darstellung desselben bei J. Miller »Die Geographie der Odyssee« (Preuss. Jahrbücher 117, 1904, N. 2, S. 300—313), jedoch ohne die dort ausgesprochene Zustimmung in allen Punkten zu teilen. Der phantastische Grundgedanke, als ob sich erweisen liesse, dass Homer einer schriftlichen, in phönizischer Sprache verfassten Küstenbeschreibung folge, ist mit grosser Gelehrsamkeit, mit Umsicht und Energie und mit warmer, beredter Überzeugung durchgeführt. Bérards Darstellung besticht und blendet; er überredet schliesslich den Leser, ihm hierin zu glauben; ein Wissen hierüber vermittelt er nicht. Bei reiflicher Überlegung erkennt man leicht, dass seine These wissenschaftlich nicht diskutierbar ist.

Das hindert nicht, dass man aus Bérards Werk sehr viel und sehr Wichtiges für die homerische Geographie lernen kann. Sehr beachtenswert ist seine Topologie und Toponymie, wodurch er die Grundsätze aufweist, die für die Lage der Hauptstädte der einzelnen Epochen massgebend waren. Sehr beachtenswert sind auch seine semitischen Etymologien, namentlich da, wo die spätere griechische Bezeichnung, neben der älteren unverstandenen überliefert, den Schlüssel bildet. Auch in Erklärung der Seefahrten hat er das Wissen wenigstens soweit gefördert, als sich diese in kontrollierbaren Gegenden bewegen, wie die Reise Telemachs. Odysseus aber verlässt diese kontrollierbare Landschaft bei den Lotophagen und kehrt erst wieder zu ihr zurück bei Ithaka; wissenschaftlich verwertbar ist daher erst wieder, was Bérard über Ithaka beibringt.

Noch am glaubhaftesten ist Bérards Hypothese für die Irrfahrten des Odysseus im engsten Sinn, aus deren Studium sie wohl auch ihren Ursprung herleitet. Bérard begeht aber den Fehler, dass er seine Betrachtungsweise auch auf das Phäakenland und schliesslich sogar auf Ithaka selbst ausdehnen möchte. Er übersieht, dass hier Homer sich viel zu sehr ins Einzelne der Landschaft verliert, als dass eine Küstenbeschreibung, wie sie sich Bérard denkt, noch als Quelle genügt hätte. Er übersieht ferner den wichtigen Unterschied, der zwischen der Phäakenlandschaft und Ithaka deutlich hervortritt. Die erstere bildet ein Mittelglied zwischen der Märchenwelt der Irrfahrten und der Wirklichkeit der Heimat des Odysseus; Land und Leben der Phäaken ist ein märchenhaft gesteigertes Idealbild jonischen Lebens und jonischer Landschaft. Bérards verzweifelte Versuche (vergleiche Beschreibung und Bilder des »Flusses« und der »Waschtröge« I 350 ff.), Homers Angaben an der Westküste von Korfu zu lokalisieren, beweisen klar, dass er sich hier auf falscher Fährte befindet, wie man andererseits an der ruhigen Klarheit seiner überzeugenden Ausführungen über Ithaka deutlich erkennt, dass er auf den Boden der Wissenschaft zurückgekehrt ist. Ohne es zu wollen, hat er dabei den Beweis erbracht, dass der Dichter der Odyssee bei Ithaka nicht bloss geschriebene Instructions nautiques, sondern die volle Wirklichkeit vor Augen gehabt hat.

Nachwort.

Es ist nun ein volles Dreivierteljahr verflossen, seit mein Aufsatz »Leukas-Ithaka?« in N. 10 der »Südwestdeutschen Schulblätter«, Karlsruhe 1904, erschienen ist. Ihm folgten noch in demselben Jahrgang die zwei Kapitel über Dulichion. Das Jahr 1905 brachte die zwei ersten Kapitel über Asteris und die ausführliche Entgegnung Dörpfelds. Es war ein besonders günstiger Fall, dass sich, durch die Arbeit im Schulamt verzögert, meine Studien soweit hinauszogen, dass auch noch Dörpfelds letzte Einwände berücksichtigt werden konnten. Infolge des stückweisen Erscheinens meiner Aufsätze haften ihnen Unebenheiten, Wiederholungen und andere daraus entspringende Mängel an, da an den älteren nichts mehr geändert werden konnte. Bei beschränkter Zeit und häufigen längeren Unterbrechungen war es mir nicht möglich, jede einzelne Frage bis in alle Winkel der darüber erschienenen Literatur zu verfolgen. Den Mangel einer grösseren Bibliothek am Ort mussten mir die Zusendungen der Württembergischen Landesbibliothek, der ich zu besonderem Danke verpflichtet bin, ersetzen.

Was mir unter diesen Umständen zu leisten möglich war, glaube ich getan zu haben. Und so möge denn das Büchlein in die Welt gehen mit allen Unvollkommenheiten, die ihm anhaften und die niemand lebhafter empfindet als ich selbst. Ich rechne auf die Nachsicht meiner Kritiker. Es war mir auch weniger darum zu tun, abgeschlossene Resultate zu liefern; ich wollte nur die brennendsten Fragen der homerischen Geographie endlich in Fluss bringen und zur Erforschung der Wahrheit Anstoss geben. In diesem Gedanken, hoffe ich, wird man mir auch die polemische Tendenz verzeihen; sie gilt der Sache, nicht den Personen. Meine Polemik kennt allerdings kein Ansehen der Person, und daran werden manche Anstoss nehmen. Aber Kritik muss gestattet sein, freie Kritik gegen Jedermann:

πόλεμος πάντων πατήρ.

Heilbronn, 1. Juli 1905. *Gustav Lang.*

Inhaltsübersicht.

Verzeichnis der Bilder und Karten.

Alphabetisches Register.

Homer,

Ilias.

Odyssee.

HOF-BUCHDRUCKEREI FRIEDRICH GUTSCH KARLSRUHE.